No. 22. Jahrgang IV. Berlin, 31. Mai 1895.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Anoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

In letzter Stunde!

Am Montag und Dienstag veranstalten fast sämtliche Vereine israelitischer Lehrer Deutschlands ihre Jahresversammlungen, die heuer von besonderer Bedeutung für die Beteiligten sind, denn es gilt definitiv Stellung zu nehmen zu dem projektierten Deutsch-Israelitischen Lehrerbund, zu erklären, ob die Zerklüftung innerhalb des jüdischen Lehrerstandes fortbestehen, oder ob die Erzieher unsrer Jugend zu einem großen, imposanten, imponierenden Ganzen vereinigt werden sollen. Das Verlangen nach Vereinigung ist in den beteiligten Kreisen groß, nicht minder die Verbitterung gegen diejenigen, die aktiv oder durch Passivität das Einigungswerk zu hemmen suchen. Gegen diese letzteren sind die folgenden Zeilen unseres rheinländischen, allezeit kampfesmutigen pädagogischen Mitarbeiters gerichtet. Er schreibt:

„‚Wir wollen's abwarten!' — Das ist ein Wort, hinter dem sich die Bequemlichkeit, der Indifferentismus, die Interessenpolitik gemächlich verschanzt. Ob es nach sachkundiger Ueberlegung einen Entschluß zu fassen gilt, — ob ein gemeinsames, geschlossenes Vorgehen verlangt, oder eine geringe Mühe zur Hebung des Gesamtwohles gefordert wird, — gleich heißt es: „Wir wollen's abwarten!"

Keine Frage hat die jüdischen Lehrer Deutschlands während des letzten Jahres mehr beschäftigt, als die Frage betreffs Gründung eines D. J. L. B.

Die einen haben mit vollem Interesse die Angelegenheit aufgegriffen und mit regem Eifer den Gedanken zu verwirklichen gesucht. Man nennt sie O p t i m i s t e n, weil sie an diesen Bund so weitgehende Hoffnungen knüpfen. Man heißt sie auch V e r e i n s s c h w ä r m e r, weil sie nur von Vereinigungen der Lehrer zu gemeinsamem Streben das Heil erwarten. Weltkluge Leute nennen sie auch mitleidig lächelnd I d e a l i s t e n und bedauern sie wegen ihres kindlichen Glaubens.

Die andern sind ihre Antipoden. Sie schütteln die klugen Häupter und glauben nicht an einen Lehrerbund. Sie sehen den vermeintlichen Nutzen desselben nicht ein und haben nur g e g e n den Bund gesprochen. Sie hoffen in ihren gesicherten Stellungen nichts mehr zu erreichen, wohl aber hier und da ihre Regentschaft zu verlieren. Ja, trotz ihrer Weisheit kommt ihnen nicht zum Verständnisse, daß sie von vielen N i c h t l e h r e r n, die es nicht dulden mögen, daß wir uns auf eigene Füße stellen und von Männern geführt sein wollen, die kein Dr. vor ihren Namen setzen können, als Werkzeuge benutzt werden. Das sind diejenigen, auf welche die Sentenz gemünzt ist: „Des Menschen grausamster Feind ist der Mensch!"

Die dritten gehören zu denjenigen, die einzeln „Friedrich Wilhelm Schulze" heißen. „Wir wollen's abwarten!" ist ihre Losung. „Wir sagen nicht j a und sagen nicht n e i n! Wir sind nicht f ü r und sind nicht g e g e n die Gründung! Gefällt uns der Bund, dann werden wir beitreten. Wenn nicht, — dann nicht!"

Sie überlassen die Arbeiten den Kollegen. Die mögen sich heiße Mühe machen, oder auch die Finger sich verbrennen, wenn sie nur die Kastanien aus dem Feuer holen. Ist das Gebäude errichtet, dann wollen sie mit einziehen; aber bauen helfen, — nein, so thöricht sind sie nicht!

Der D. J. G. B. hat einen Statutenentwurf versandt und um die Aeußerung der Einzelvereine gebeten und nach Ergebnis derselben eine Delegierten-Versammlung behufs Gründung des Verbandes in Aussicht gestellt.

Wenn auch manches an dem Vorgehen des D. J. G. B. bedenklich und vieles im Statutenentwurf umzuändern ist, so durfte man doch hoffen und zuversichtlich erwarten, daß die Einzelverbände ihre Beteiligung an der Delegierten-Versammlung zusagen würden, um dort ihre berechtigten Wünsche mit Nachdruck zu vertreten. Dabei hätte kein Verband sich etwas vergeben, um so weniger, wenn er seinen Delegierten eine Marschroute streng vorgeschrieben hätte. Aber: „Wir wollen's abwarten!" sagen viele. „Wir wollen abwarten, was die andern fertig stellen. Wir können uns noch immer entscheiden, können ja nachher beitreten!"

So spricht die Bequemlichkeit und die — U n k l u g h e i t. Anstatt auf der Delegierten-Versammlung ein e n t s c h i e d e n e s und e n t s c h e i d e n d e s Wörtlein mitzureden und die Vorwürfe gegen den D. J. G. B. an der richtigen Stelle unverhohlen auszusprechen, tritt man mißmutig aus Reih' und Glied, überläßt d e n a n d e r n d i e S o r g e und erwählt s i c h d a s g e m ä c h l i c h e Z u s c h a u e n.

Durch solches Thun ist noch niemals etwas erreicht worden! Standesinteresse und Fortschritt fordern unentwegtes

Mitraten und Mitthaten. Niemand darf sich zurückziehen, niemand seine Mitwirkung versagen. Wer das dennoch thut, ist mehr lau, als treu. Darum fort mit dem häßlichen Worte: „Wir wollen's abwarten!"

Julius Bach."

Wir wollen diesen Appell nicht durch eine längere Nachschrift abschwächen, und nur die Bemerkung hinzufügen, daß die Satzungen im Sinne der eingelaufenen Abänderungsvorschläge neu redigiert worden sind. Mögen nun unsre Lehrer den in letzter Stunde an sie ergehenden Mahnruf nicht unbeachtet lassen, damit das Einigungswerk endlich zu Stande komme.

Die Wahlbewegung in Berlin.

Von M. A. Klausner.

Abweichend von den Gewohnheiten früherer Zeiten, hat diesmal die Bewegung, die den Repräsentantenwahlen in Berlin vorausgeht, weit ausgeholt, und sie hat die Gemüter tiefer erfaßt als sonst. Daß dies geschehen, ist nicht zum wenigsten ein Verdienst dieses Blattes, in welchem vor Monaten warnend aufmerksam gemacht wurde auf den Versuch, die jüdischen Gemeindewähler durch einen vorgehaltenen liberalen Schild zu blenden und zu täuschen. Dank der Warnung, die in diesem Blatte ausgesprochen worden, dank der Aufdeckung recht wunderlicher, aber keineswegs würdiger Ränke, ist die allgemeine Aufmerksamkeit hierauf gelenkt worden.

Mit erstaunlichem Mute hat man auf jener Seite den Versuch der Täuschung fortgesetzt. Man begann damit, in Versammlungen, die man doch für öffentlich ausgegeben hatte, Gegner nicht zum Worte verstatten, und als dies allgemeine Entrüstung erregte, Schamgefühl selbst unter denen erweckte, auf deren Anhängerschaft man rechnen mußte, da übte man sich in einem anderen Spiel: man gab preis, was man vorher gepriesen, und proklamierte als Programm, was man bis dahin proskribiert hatte. In den Versammlungen des angeblich liberalen Komités entschloß man sich, gegen die Gemeindeverwaltung Vorwürfe zu erheben, gegen dieselbe Verwaltung, die man doch stützen und in unveränderter Richtung weiterführen lassen will. In den Versammlungen, die das angeblich liberale Komité veranstaltete, wurden Angriffe gegen den Vorstand und die Repräsentanz laut, die von den in diesem Blatte vorgetragenen sich in der Sache gar nicht unterschieden. In den Versammlungen, die das angeblich liberale Komité berufen hatte, wurde die Einführung des obligatorischen Religionsunterrichts gefordert, mit der nämlichen Entschiedenheit, wie es in den Artikeln dieses Blattes geschehen. In einer anderen Versammlung, von demselben angeblich liberalen Komité berufen, wurden bezüglich der Organisation der jüdischen Gemeinde Vorschläge gemacht, die den in diesem Blatte vorgetragenen ziemlich nahe kommen.

Wer irgend in die Verhältnisse eingeweiht war, traute seinen Ohren nicht. Die Versammlungen verliefen regelmäßig genau so, als ob ihre Veranstalter andere Tendenzen verfolgten, als die sie thatsächlich hegen, als wären sie nur durch ein Mißverständnis, an dem nicht sie die Schuld tragen, in den Verdacht gekommen, daß sie den Liberalismus als Kulisse benutzen. Nur ganz am Schluß jeder Versammlung, wenn die Besucher ermüdet waren und geschäftsordnungsmäßig eine Gegenrede nicht mehr zulässig, gab ein führendes Mitglied jenes Komités gewissermaßen als Resumé der Debatten und als Abriß der von der Versammlung gehegten Anschauungen etwas, was während des Verlaufes der Versammlung kaum berührt und ganz gewiß nicht deutlich gesagt worden war und den Anschauungen der Versammelten keineswegs entsprach.

In der letzten dieser Versammlungen, über die an einer anderen Stelle dieses Blattes berichtet wird, erregte das Doppelspiel so lebhafte Entrüstung, daß das angeblich liberale Komité in seinem Sprecher von der Versammlung mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen wurde. Man erhob lauten Protest gegen die Unterstellung, daß die Versammelten billigten, was der Sprecher des angeblich liberalen Komités in seinem Schlußwort andeutend verraten.

Es ist in der That überaus merkwürdig, daß erwachsene Männer in angesehener Lebensstellung sich dazu hergeben, eine derartige Komödie aufzuführen, um auf einem Umwege etwas zu erreichen, was ihnen bei offenem Bekennen ohne jeden Widerspruch zugestanden werden würde. Den Herren liegt am Herzen, daß in Berlin eine Synagoge mit deutscher Gebetssprache eingerichtet werde. Das ist eine Forderung, die ihnen zugestanden werden kann, ja die ihnen zugestanden werden muß; denn sie haben die unzweifelhaft beste Begründung: sie verstehen kein herbräisches Gebet, sie können es nicht einmal lesen. Die Herren brauchten dies nur offen und unumwunden zu sagen, und niemand konnte ihre Forderung bekämpfen. Sie haben aber den merkwürdigen Einfall, sich auf Esra zu berufen. Dieser habe chaldäische Gebete zugelassen, und was Esra gedurft, das dürften auch sie.

Unter Esra thun es die Herren jetzt nicht. In einer Festschrift zur Erinnerung an die vor fünfzig Jahren erfolgte Begründung der Berliner Reformgemeinde wird Herr Siegismund Stern neben Esra gestellt, vielleicht noch eine Stufe höher.

Es wäre Unrecht, dies lästerlich zu finden; es ist blos lächerlich.

Ob die Herren vom sogenannten liberalen Komité wissen, wer Esra gewesen? Sie wissen es wahrscheinlich so wenig, wie ich gewußt, wer Siegismund Stern gewesen, von dem ich erst jetzt erfahren habe, daß er in Berlin die Reformgemeinde hat begründen helfen, die nicht leben und nicht sterben kann und nach ihrer Auflösung sich sehnt.

„Moses hat die Thora gegeben, und sie ward vergessen; Esra hat sie neu begründet." So spricht der Talmud von Esra. Das brauchen die Herren vom sogenannten liberalen Komité nicht zu wissen. Sie sollten aber auch lieber nicht von Esra sprechen, und ihr Souffleur, der ihnen den Namen zugeflüstert, hat sie schlecht beraten. Denn nicht auf Esra's Beispiel berufen sie sich, sondern auf das Beispiel der babylonischen Reichskammerknechte, die aus dem Exil in das heilige Land unter Esra's Führung zurückkehrten. Jene Reichskammerknechte waren in hebraicis ungefährt so gebildet wie die unter dem gegenwärtigen angeblich liberalen Regime aufgewachsenen Juden Berlins. Sie konnten kein Hebräisch, und kein Dekret hätte sie veranlassen können, hebräische Gebete zu sprechen. Es blieb Esra, dem Neubegründer der Thora, dem eifervollen Schriftgelehrten nichts übrig, als chaldäische Gebete zuzulassen.

Wir haben heute keinen Esra unter uns; doch die Erlaubnis, die sich zu Esra's Zeiten erzwungen hat, die erzwingt sich in der Gegenwart auch ohne Esra.

Der gelehrte Herr von dem angeblich liberalen Komité setzte seine Zuhörer noch durch weitere Beweise von Gelehr-

samkeit in Erstaunen, indem er von aramäischen Gebeten sprach. Ob er wohl im Stande gewesen wäre, zu sagen, welches die aramäischen Gebete sind, die unsere Liturgie enthält? Ob er wohl das „Jekum Purkon" je gehört und Kenntnis davon hat, daß es eine Fürbitte für das Wohl des jüdischen Exilarchen ist? Der Redner hatte in der Versammlung seinen Souffleur nicht bei sich, und ich trete ihm schwerlich zu nahe, wenn ich der Vermutung Ausdruck gebe, daß er ohne diesen Souffleur in arge Verlegenheit gekommen wäre, wenn man ihn nach jenen Einzelheiten befragte.

Ohne seinen Souffleur und vielleicht nicht einmal mit dessen Hilfe wäre er wahrscheinlich nicht im Stande gewesen, auf das andere aramäische Gebet hinzuweisen, das unmittelbar vor der Aushebung der Thora gesprochen wird, ohne einen integrierenden Bestandteil der Liturgie zu bilden, das in seiner Sprache wunderprächtig ist und — o Graus! — dem kabbalistischen Sohar entnommen.

Auf Esra also berufen sich die Herren vom sogenannten liberalen Komité, um ihre Forderung nach deutschsprachigem Gottesdienst zu begründen. Sie würden dies kaum thun, wenn sie wüßten, was sie damit sagen, daß sie nämlich damit das Bekenntnis ablegen: Wir sind so unwissend, wie unsere Vorfahren in der Zeit tiefsten Niedergangs je gewesen; doch wir haben nicht den Wunsch, ohne Esra oder mit Hilfe eines Esra uns zu erheben, sondern wir gefallen uns in dieser Verkommenheit, wir sind stolz auf unsere Unwissenheit und erklären für einen Reichsfeind, für einen Pietisten und Mucker, für einen Verfechter des Gewissenszwanges jeden, der von unserer Unwissenheit ein Titelchen wegnehmen will.

Wären die Herren aufrichtig, so brauchten sie sich die Blöße eines solchen Bekenntnisses nicht zu geben. Denn in der That haben diejenigen, die in hebraicis Analphabeten sind, ein Anrecht darauf, daß für sie eine Gebetsordnung nach Maßgabe ihrer Unwissenheit eingerichtet werde.

Waren die Herren aufrichtig, so sparten sie nicht blos dieses beschämende Bekenntnis, sondern sparten sich und uns auch die Beschämung, daß sie in mitleiderregender Furcht vor einigen antisemitischen Schreiern und Gassenjungen ein jüdisches Glaubensbekenntnis ablegten, das in seinem positiven Inhalt hohl und unaufrichtig war und nur die negative Bedeutung einer Abschwörung der jüdischen Stammesgemeinschaft hatte! In der letzten Versammlung versicherte der Sprecher des angeblich liberalen Komités mit einer Emphase, die ihm viel zu schwer fiel, als daß sie nicht hätte aufrichtig sein sollen, daß wir Juden nur eine religiöse Gemeinschaft bildeten. In der That ist die Religion das uns einigende Band; aber daß wir außerdem eine Gemeinschaft der Abstammung haben, das lehrt der Augenschein und das beweist die Geschichte. Man mag die Thatsache bedauern oder sich ihrer freuen, die Thatsache bleibt bestehen. Wir Juden sind in deutsche Lande gekommen vor langen Jahrhunderten. Wir haben hier Jahrhunderte gewohnt, ehe noch der Großvater des Mannes geboren war, der zum Stammhalter des ältesten Fürstengeschlechtes in Deutschlands werden sollte. Wir haben in Deutschland gelebt unwandelhaft unter allem Wandel der übrigen kleineren und größeren Stämme, unvermischt neben der Vermischung aller übrigen Zweige der Bewohnerschaft, wir selbst die dauerndsten Bewohner im Lande. Wir sind hierher gekommen als eine Religionsgemeinschaft und waren von je eine Stammesgemeinschaft. Dank unserer Religionsgemeinschaft und ihrer Abschließung, die wir festgehalten haben, sind wir eine Stammesgemeinschaft geblieben. Unser Deutschtum reicht zurück bis in die Zeiten der Germanen, von deren Enkeln in Deutschland keine Spur mehr zu finden ist, es ist älter als das Deutschtum irgend eines der übrigen Stämme, die jetzt mit uns Deutschland bewohnen.

Ich bin mir meines Deutschtums so sehr bewußt, daß ich es als eine Beleidigung empfinde, wenn jemand für nötig hält, mich daran zu erinnern. Kommt diese Erinnerung gar von einem Nichtdeutschen, so wird die Ueberhebung, die darin liegt, zur Frechheit.

Und wozu der ganze Lärm? Wirklich blos um der Synagoge mit der deutschen Gebetssprache willen? Ich kann die Herren vom sogenannten liberalen Komité für so bescheiden nicht halten, so sehr ich diese Tugend bei ihnen natürlich finden möchte. Nein, die Unaufrichtigkeit hat weitergehenden Zweck: es handelt sich darum, die Wählerschaft der Berliner Gemeinde über die nächsten Wahlen und ihre Bedeutung hinwegzutäuschen und unter falscher Flagge Personen in die Repräsentanz einzuschmuggeln, die die Verwaltung in der gegenwärtigen Richtung festhalten. Heuchlerisch wird deshalb in den Versammlungen des angeblich liberalen Komités unter Billigung dieses Komités die seitherige Verwaltung getadelt. Die Hervorhebung der kleinen Fortschritte zum Besseren, die unter der gegenwärtigen Verwaltung in den letzten Jahren auf einigen Gebieten erzielt worden sind, soll hinüberleiten vom Tadel zur Anerkennung und von der Anerkennung zur Bestätigung. Ist die Wahl erst vorüber, haben die betrogenen Wähler ihr Vertrauen den Männern wiedergegeben, die es seither gemißbraucht, so kann die Maske fallen, so ist der Zweck erreicht und die alte Verwahrlosung darf weitergehen.

Das soll nicht geschehen und das wird nicht geschehen! Die Wählerschaft der jüdischen Gemeinde Berlin wird bis zu den Wahlen vollständige Aufklärung erhalten, so daß sie das Mandat zur Repräsentantenversammlung keinem geben wird, der nicht ausdrücklich und in bündiger Weise die Verpflichtung eingeht, für sein Teil dafür zu sorgen, daß das Programm verwirklicht werde, das in diesem Blatte seither entwickelt worden und noch einmal näher dargelegt werden soll.

Bei dieser Gelegenheit soll zur Verhütung oder Beseitigung von Mißverständnissen ausdrücklich hervorgehoben werden, daß ich keineswegs glaube, es sei bei allen Mitgliedern des angeblich liberalen Komités oder auch nur bei ihrer Mehrzahl die Absicht und das Bewußtsein der Täuschung vorhanden. Ich halte mich vielmehr überzeugt, daß das Gegenteil der Fall ist, daß weitaus die meisten in der Gesellschaft, in der sie sind, sich bewegen, weil sie die Verhältnisse selbst nicht kennen und auch nicht einmal die Personen, die bis zur Stunde an der völligen Verwahrlosung der Interessen der Judenheit Berlins, thätig oder durch Unterlassung, mitschuldig sind. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich hierbei nur geringsten Unterschied zu finden weiß zwischen den Mitgliedern der seitherigen Mehrheit und den Mitgliedern der sogenannten Opposition. Eine Minderheit von zehn zu elf, die sich so an die Wand drücken läßt, wie hier geschehen, wie hier seit Jahren geduldet worden, die verdient nichts Besseres, als daß sie an die Wand gedrückt wird, die ist auch keine Opposition, sondern eine verschiebbare Kulisse. Eine numerisch so starke Minderheit, die in der Verwaltung thatsächlich nullificiert wird, muß den Verdacht erwecken, daß sie aus Nullen besteht.

Hier wird es bei den Wahlen an eine Sichtung und Säuberung gehen müssen, und die Prüfung wird nach dem Bibelwort erfolgen: Mene, mene, tekel upharsin — gezählt, gewogen und zu leicht befunden.

Aus der Berliner Gemeinde.

Berlin, den 26. Mai.

I.

In der Repräsentantensitzung am 26. Mai gab der Vorsitzende, Herr Hermann Landsberger, der Versammlung Kenntnis von einer Schenkung des Herrn Julius Bleichröder. Dieselbe beträgt 10,000 M., aus deren Zinsen unterstützungsbedürftige Zöglinge der Präparandenklasse Subventionen erhalten solle. Die Schenkung wird natürlich vorbehaltlich der landesherrlichen Genehmigung dankend acceptiert. Für die seinerzeit ausgeschriebene Stelle eines 6. Rabbiners in hiesiger Gemeinde sind, wie der Vorstand mitteilt, 32 Bewerbungen eingelaufen. Um nun unter dieser großen Anzahl zum Zwecke der demnächst abzuhaltenden Probepredigten die Würdigsten und Berufensten auszuwählen, wird vorgeschlagen, eine gemischte Deputation, bestehend aus 2 Mitgliedern des Vorstandes und 4 Repräsentanten einzusetzen. Durch Zettelwahl werden in dieselbe hineingewählt die Herrn Justizrat Dr. Tiktin, Leonhard Sachs, Simon und Mosse. Die Kommission dürfte jedoch an die ihr gestellte Aufgabe in der allernächsten Zeit noch nicht hinantreten, da die Reise- und Badesaison vor der Thüre steht, und beide Teile, Berufer wie zu Berufende nur allzu erholungsbedürftig sind.

Herr Leichtentritt erstattete alsdann den Rechnungsabschluß über die diesjährige Mazzothverteilung. Ausgeworfen waren zu diesem Zweck 8,000 Mk., die Armenkommission hat jedoch diese Summe nicht aufgebraucht, vielmehr sind noch 1,011 Mk. übrig geblieben. Dabei wurden 185 bedürftige mehr unterstützt als im Vorjahre. Im ganzen sind 323 Zentner verteilt. Die Versammlung erteilt darauf die Decharge. Alsdann werden für die Pflasterungen auf dem Friedhofe zu Weißensee 3,300 Mk. bewilligt, desgleichen zur Renovierung des Hauses Kaiserstraße 29 15,000 Mk.

Ueber den nachfolgenden Punkt der Tagesordnung entspinnt sich eine langwierige Debatte. Objekt: 500 Mark. Aber nicht wegen dieser winzig geringen Summe beliebte man diese Auseinandersetzung in einer Versammlung, die fast in jeder Sitzung, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken, viele Tausende zu bewilligen pflegt. Der Vorstand hatte nämlich den Antrag gestellt, dem Reichenheimschen Waisenhause wie im Vorjahre 500 Mark zu überweisen, um dafür einige Zöglinge auf einige Wochen in Ferienkolonien unterzubringen. Die Kommission war jedoch anderer Meinung. Als Referent derselben vertrat Herr Louis Sachs den Standpunkt, daß die Zöglinge des genannten Waisenhauses, die ungleich den meisten ihrer Leidensgefährten eines gesunden Aufenthaltes, gute Nahrung und sonstiger Annehmlichkeiten sich erfreuten, nicht nötig hätten in Ferienkolonien entsandt zu werden. Die Kommission sei gern bereit, die 500 M. zu bewilligen, diese Summe sollte aber der Waisenkommission zur Verfügung gestellt werden, damit auf diese Art auf diejenigen Waisen, welche in Privatpflege sich befänden, der Wohlthat eines Landaufenthaltes teilhaftig würden. Darob erhob sich nun ein grimmes Streiten. Der Vorstand sowie verschiedene der Herrn Repräsentanten traten für den Antrag des Vorstandes ein. Alle aber erklärten, daß sie durchaus nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn auch für sonstige Waisenkinder zu oben erwähntem Zwecke die erforderlichen Mittel ausgeworfen würden. Ein hierauf bezüglicher Antrag wurde gestellt, im großen und ganzen identisch mit dem Antrag der Kommission. Nachdem die materielle Diskussion erschöpft, entstand dann noch eine Geschäftsordnungsdebatte über den Modus bezw. die Reihenfolge der Abstimmungen, und als, diese endlich erfolgte, da bekamen beide Teile ihr Recht nämlich 500 Mark das Reichenheimsche Waisenhaus und 500 Mark die Waisenkommission. — Die leidige Angelegenheit der Subventionen an Religionsvereine kam alsdann noch einmal an die Reihe, mußte aber wiederum vertagt werden.

Die Frage, wo ist der Direktor, welche die Versammlung bereits in der vorigen Sitzung beschäftigt, fand auch dieses Mal keine befriedigende Lösung, da diejenigen, die es wissen müssen, bis dato eine Antwort noch nicht erteilt haben. Auch diejenige Synagogengemeinde im Norden Berlins, die ihren Notstand dadurch dokumentieren zu müssen glaubte, daß sie ihren Kultusbeamten auf Wartegeld setzte, auf welches er anscheinend noch heute wartet, hüllt sich auf eine diesbezügliche Anfrage in Schweigen. So möge sie denn auch einmal an eigenem Leibe erfahren, was es heißt, zu warten.

Ein dringlicher Antrag der Kommission für gottesdienstliche Veranstaltungen an den hohen Feiertagen geht dahin, den Gottesdienst in den Kellerschen Festsälen in der Koppenstraße nach dem Ritus der Synagoge in der Kaiserstraße stattfinden zu lassen. In diesem Sinne hatte auf der Zentralverein für die Interessen der jüdischen Gemeinde bei den Repräsentanten petitioniert und darauf hingewiesen, daß der größte Teil der in jener Gegend wohnhaften Glaubensgenossen einer mehr konservativen Richtung angehöre. Hinwiederum hatte der liberale Verein eine Petition an den Vorstand gerichtet mit dem Ersuchen, den Gottesdienst nach dem Ritus der Lindenstraßensynagoge stattfinden zu lassen, da für den orthodoxen Teil der dortigen Einwohnerschaft schon durch die Kaiserstraßensynagoge und noch ein anderes Bethaus hinreichend gesorgt sei. Die Versammlung entschied sich für den in der Kaiserstraße gebräuchlichen Ritus.

Alsdann wurden gleichfalls auf Grund eines dringlichen Antrages 2,000 Mk. bewilligt für Anfertigung von Skizzen zum Bau einer Synagoge im Westen Berlins.

Zum Schlusse erledigte die Versammlung noch eine Reihe von Statutenänderungen (welche? Red.) durchweg nach den Vorschlägen der Kommission. R. W.

* * *

II.

Der liberale Verein für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde veranstaltete am Montag Abend eine Versammlung für den Bezirk Zentrum in Dräsels Festsälen, in welcher Hr. Rechtsanwalt Dr. Simon über die Einrichtungen der hiesigen Gemeinde referierte. Das Referat war im wesentlichen eine Variante der optimistischen Grundlehre, nach welcher alles Bestehende gut sei, und eine Apotheose der Verwaltung unserer Gemeinde, die das Bestehende so trefflich bestellt habe. Ein Widerspruch wurde nicht laut, weil der Vorsitzende in der kurzen Eröffnungs-Ansprache in deutlicher, jedes Mißverständnis ausschließenden Weise erklärt hatte, daß nur Gesinnungsgenossen eingeladen seien, d. h. daß etwa anwesende Gegner sich nicht zu erkennen geben, sich lediglich betrachten dürften, als wären sie gar nicht da. Nachdem etliche Mitglieder in der sog. Diskussion gesprochen hatten, ohne etwas zu sagen, erhielt der Redner des Abends das Schlußwort, welches in der Aufforderung ausklang, die Anwesenden möchten dem Verein beitreten auf Grund des Ver-

einsprogrammes, dessen aber während des ganzen Abends mit keiner Silbe Erwähnung geschah. Und da man „was man schwarz auf weiß besitzt, getrost nach Hause tragen kann“, wurde hierauf eine Resolution zur Annahme empfohlen, welche nicht nur die Billigung des nicht besprochenen Programms, sondern auch das bindende, bündige Gelöbnis der Versammlung aussprach, im Herbste nur die Männer in das Repräsentantenkollegium zu entsenden, die der liberale Wahlverein auf den Schild erheben werde. Schon sollte über die Resolution abgestimmt werden, als ein eigenartiges Intermezzo eine Wendung der Dinge herbeiführte. Ein greiser Herr wollte, ehe er sich ewig bindet, seitens der Vereinsleitung das Zugeständnis erlangen, daß die hebräische Sprache, als unentbehrlich für den jüdischen Gottesdienst, beibehalten werden sollte. Dieser Wunsch aber brachte den Herrn Vorsitzenden des Gesamtvereins dermaßen aus der Tagesordnung, daß er, trotz der bereits geschlossenen Debatte und des beendeten Schlußwortes, dem ehrwürdigen Manne entgegendonnerte, daß wir Deutsche seien und keine Hebräer, daß wir alles abstreifen müßten, was uns dem Reingermanischen entfremde, daß wir uns loslösen müßten von dem „jüdisch-nationalen“ Gedanken, loslösen auch von allen, die trotz ihres deutschen Empfindens sich von diesem Gedanken nicht losmachen könnten, und so weiter. Nun erhoben sich aber wie auf Kommando zehn Hände und riefen von zehn Seiten zehn verschiedene Stimmen: „Ich bitte ums Wort!“ Der Zündstoff, welcher in den Herzen der zum Schweigen verurteilten Gegner solcher Bestrebungen sich im Laufe des Abends angehäuft, hatte Feuer gefangen, und eine Explosion erschien unvermeidlich. Der Leiter der Versammlung gedachte zwar die emporlodernde Glut zu ersticken, indem er über sie jählings die Geschäftsordnung breitete, die ja nach Schluß der Debatte eine Diskussion ebensowenig gestatte, wie etwa an den — verzeihen Sie das hebräische Wort! — Sederabenden den leiblichen Genuß nach Verspeisung des — verzeihen Sie das chaldäische Wort! — Aphikoman, — allein da hatte der Herr Vorsitzende die Rechnung ohne die nämliche Geschäftsordnung gemacht. Unter Berufung auf sie erbat und erhielt jemand das Wort, der unter entsprechend kurzer Motivierung den Antrag stellte, die Debatte wieder zu eröffnen. Ueber diesen formellen Antrag mußte nun abgestimmt werden und die Majorität der Versammelten entschied sich für den Antrag. In der hierauf folgenden, wegen der vorgerückten Stunde nur kurzen Diskussion wurde die erwähnte Resolution vorläufig zurückgezogen und die Leitung des liberalen Vereins dringend ersucht, mit dem gegen Andersdenkende gehandhabten Ausschließungssystem zu brechen und Redefreiheit auch im liberalen Wahlverein zu gestatten, da ohne Meinungsaustausch alle übrigen Versammlungen des Vereins ebenso fruchtlos verlaufen müßten, wie die letzte nebst ihren Vorgängerinnen. Ob diesem Wunsche stattgegeben werden wird, — das wissen die Leiter; in der Hoffnung aber, daß ihm stattgegeben werde, ging die Versammlung auseinander.

al.

Die Privatgemeinden in Berlin.

Von Bar Minan.

III.

Nirgends wird mehr die Landsmannsschaft gepflegt, als in Berlin. Die bestehenden Vereine, besonders unter den Juden, geben Zeugnis davon. Der „Verein der Schlesier“, „Oberschlesier“, der „Märkisch-Friedländer“, „Posener“, „Lissaer“, „Rawitscher“, sie alle blühen und wirken unter sich segensreich. In den sechsziger Jahren zählte die Berliner jüdische Gemeinde 20,000 Seelen. Damals konnte man wirklich noch von einer Berliner Kehillah sprechen, damals gab es noch einen Berliner Raw (Dr. Sachs) und einen Berliner Chasen (Lichtenstein). Wer zählt heute noch die Herren Doktoren mit und ohne Diplom, die Kantoren und Privatbeamten?! Die Zahl der Mitglieder hat sich in 30 Jahren um das Fünffache vermehrt und zwar nicht durch Geburt, sondern durch Zuzug. In den meisten Fällen vollzieht sich dieser Zuzug nach einem bestimmten Programm. Ein Sohn nimmt eine Stelle als Kommis, der jüngere Bruder wird Lehrling in einem Geschäft und nach fünf Jahren ist die ganze Familie hier. Oder ein reich gewordener Kaufmann will seine gewonnenen Kapitalien besser verwerten, er zieht nach Berlin und geht an die Börse. Doch die letzteren sind es nicht, die die Privatgemeinden gründen. Auch hier kann das vielgebrauchte Wort des Talmuds angewendet werden: Gebet Acht auf die Armen, denn von ihnen geht die Lehre aus!

Unsere Großen haben nur die zwei im vorigen Kapitel erwähnten Gemeinden gegründet, alle übrigen gottesdienstlichen Einrichtungen neben denen der Hauptgemeinde sind aus der Initiative der kleinen Kaufleute oder Handelsmänner aus der Provinz entstanden und werden wohl zum Teil noch heute von ihnen geleitet. Deswegen brauchen sie nun kein Jota schlechter zu sein als die von Kommerzienräten geleiteten Gemeinden, und dies giebt uns auch wahrlich nicht das Recht die Sonde der Kritik an die Leitung dieser Institutionen zu legen.

Wir müssen hier am richtigen Platz zunächst die Frage einschalten: Sind die Bethäuser und Religionsschulen an der Peripherie unserer Riesenstadt lediglich deswegen entstanden, weil ein dringendes Bedürfnis dazu vorhanden war? Man sollte meinen, die Antwort ergiebt sich von selbst. Wie kann man denn einem religiösen Juden zumuten, etwa vom Halleschen Thore, von Moabit, vom Gesundbrunnen oder Moritzplatz nach dem Zentrum zu wandern um hier in der Heidereutergasse oder etwas nördlicher in der Oranienburgerstraße am Sabbat einen Gottesdienst anzuwohnen! Ein Vormittag reicht ja für eine solche Fußtour von 2—3 Stunden kaum aus. Und noch weniger durfte man an den zwei schulfreien Nachmittagen die Kinder von den entfernten Punkten nach der einzigen Religionsschule im Zentrum senden. (Die zwei Gemeinde-Religions-Schulen in der Lindenstraße und im Westen existieren erst wenig Jahre.)

Das Bedürfnis solcher Privatschulen lag unleugbar vor und wurde auch in allen Fällen gründlich betont, aber der eigentliche Beweggrund für die Gründung von Privatgemeinden war es — nicht.

Wer in der Provinz längere Jahre als Parneß eine Gemeinde geleitet, dem gelüstet es nicht bei den vermehrten Ansprüchen an seine Kraft und Zeit auch hier in Berlin das Aul hazibbur auf sich zu nehmen. Er wartet geduldig bis er es hier zum Mitglied der Ressource gebracht, — dann fällt ihm gelegentlich das Amt eines Repräsentanten in den Schoß.

Aber wem es in der Heimat nicht gelungen war, das Amt eines Gabbai zu gewinnen, der konnte hier auf seine Rechnung kommen.

Es liegt ein Stück Ethick in dem Zurückschauen auf die Heimatgemeinde, mit der doch noch die meisten hier wohnenden Juden Berührungspunkte haben.

Als armer Junge ist er von der Heimat ausgezogen, nach fünf Jahren konnte er schon als Gentleman sich dort wieder präsentieren. Der neue moderne Anzug ist durchaus nicht Nebensache. Ich habe junge Leute gekannt, die mit jedem neuen Anzug sich pünktlich in Krojanke und Usch einstellten, um ihn dort bewundern zu lassen. Selbstredend wird auch die junge Frau und die Nachkommenschaft in der Heimat vorgeführt. Das ist die äußere Seite der Karriere. Wie nun, wenn der in Berlin etablierte Kaufmann seinen Verwandten in — meinetwegen — in Chodziesen schreiben kann: „Bei der gestrigen Gemeindeversammlung bin ich als Vorsteher oder Repräsentant gewählt worden!“, — er, der Sohn des Kantors, Lehrers oder Schammes oder der Sprößling eines Hausierers! „Ja, der junge Barju hat es weit gebracht“ — heißt es in der Heimat — und dieses Karieremachen ist oft die erste Ursache zur Gründung einer Berliner Privatgemeinde!

Da kommen gelegentlich 3—4 Landsleute in einem Bierhause zusammen. Nachdem der geschäftliche Austausch zu Ende ist, beginnt die Unterhaltung über die Kehille-Angelegenheiten, für die Politik haben sie nämlich kein Faible — ich habe in der That leider Handelsleute aus der Provinz gekannt, die nach einem zehnjährigen Aufenthalt mich erstaunt frugen: was ist Reichstag?! —

Die Lebensader des jüdischen Volkes ist die Kritik. Der Jude kritisiert und ironisiert alles in der gutmütigsten, aber schärfsten Weise. Kein Wunder! Alles, was man uns in der Weltgeschichte angethan, fordert die Kritik selbst der geduldigsten Menschen heraus.

Man hat unsere Ahnen in Egypten geknechtet und mißhandelt und wir sind so frei die Pharaonen dafür als Tyrannen zu bezeichnen. Unsere Väter sind in Spanien und Portugal gemartert und endlich vertrieben worden, — wir stehen nicht an, die Dekadence jenes mächtigen Staates unter seinem blutdürstigen Philipp II. von dem Zeitpunkt an herzuleiten. Man beschimpft uns noch heute, bezeichnet uns als Betrüger, Meineidige, Plünderbande. — Wir senden unsere Gegenkritik den Staatsanwälten ein und bekommen regelmäßig den Entscheid: Du Joseph oder Cohn bist kein Schuft, deine Rasse ist gemeint, — aber wir ruhen nicht und üben an dieser Duplik unsere Replik. Wir raisonnieren weiter, aber wir revoltieren nie. Wir tragen und dulden, aber schweigen nicht! Wir können dieses Kapitel noch weiter ausdehnen, doch genügt das Gesagte um das Kommende zu beleuchten. Alle Kritik hat den Völkern und ihren Tyrannen nichts geschadet, aber die schärfste Lauge des Spottes wird ausgeschüttet über — die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinden.

Was wir oben über die Geschichte unseres Volkes gesagt haben, gilt doch im Grunde nur von unseren Gelehrten oder Rabbinern. — Die gewöhnlichen Gemeindemitglieder raisonnieren nur über den Parneß, Raw und Chasen.

Die Juden in Mähren.

* Brünn, Mitte Mai.

In der Judenschaft Mährens ist eine Bewegung wahrzunehmen, welcher eine hohe Bedeutung beizumessen ist, die schon demnächst eine Aktualität gewinnen dürfte. Seit dem Bestande der Verfassung, d. i. seit Anfang der Sechzigerjahre, haben die Juden Mährens stets treu zur deutschliberalen Partei gehalten. Nichts konnte sie abhalten, demselben Gefolgschaft zu leisten. Auch unter dem Regime Taaffe, als die deutschliberale Partei von der Regierung abgedrängt wurde und in die Minorität gelangte, leisteten die mährischen Juden der Partei Heeresfolge; sie erduldeten alle Drangsale, aber nichts konnte sie schwankend machen in ihrer Opferwilligkeit und ihrem Opfermute. Sie ertrugen den Boykott seitens der Czechen und die soziale Aechtung der Deutschnationalen mit bewundernswertem Gleichmute. Auch dann, als ihre Existenz, ihr Erwerb bedroht, gefährdet und unterbunden wurde, blieben sie standhaft und fest, im Vertrauen darauf, daß bei Eintritt einer politischen Wendung all dies ihnen wohl nicht Dank und Anerkennung — auf diese verzichten sie — wohl aber eine Verbesserung ihrer sozialen und materiellen Stellung bringen werde.

Die Juden bilden in Mähren einen politischen Machtfaktor, sie sind bei kommunalen und politischen Wahlen das Zünglein an der Wage. Ohne und gegen die Juden kann kein deutschliberales Mandat in Mähren aufrechterhalten werden, und thatsächlich verdanken die Abgeordneten der deutschliberalen Partei Mährens den Voten der Juden ihre Sitze im Parlamente. Die mährischen Juden waren daher zu der Erwartung berechtigt, daß ihnen die Koalition das bringen werde, was sie sich zum Programme gemacht: Bekämpfung und Eindämmung der extremen Parteien und Elemente, oder richtiger und deutlicher gesagt, Stellungnahme gegen die moderne, den ganzen Staatsorganismus tangierende antisemitische Seuche.

Die Juden in Mähren haben aber die Rechnung ohne die Indolenz und auch Indulgenz der Deutschliberalen gemacht. Wohl hat die deutschliberale Partei derzeit wieder ihre Vertretung in der Regierung, wohl ist sie ein wichtiger Faktor im parlamentarischen Leben geworden, allein sie hat sich bisher trotz aller Mahnungen und Beschwerden noch immer nicht dazu aufraffen können und wollen, für die jüdischen Staatsbürger, für die eigenen Wähler, denen sie ihre Mandate verdankt, mannhaft auf- und einzutreten, geschweige denn eine Lanze einzulegen.

Die Situation der Juden hat sich aber während der Herrschaft der Koalition nicht nur nicht verbessert, sie ist sogar viel schlimmer geworden als zur Zeit der finstersten Reaktion, als zur Zeit des Konkordates. Im Vormärz und während der Reaktionsepoche der Fünfzigerjahre hatte der Jude keine oder nur minimale politische Rechte, aber die Regierung resp. deren Organe duldeten entschieden nicht, daß gegen die Juden und das Judentum im Staate eine rüde, alles Maß übersteigende Hetze öffentlich inszeniert werde. Derzeit aber läßt man ruhig gewähren, daß die Juden und ihre Religion öffentlich und auf dem Predigtstuhl beschimpft, daß ihnen der Mord an Christenkindern und noch viel Aergeres angedichtet, und daß sie als die elendste, verwerflichste Rasse geschildert und hingestellt werden. Man revolutioniert förmlich den Pöbel in Frack und Blouse gegen die Juden und stellt die Forderung, ihre Güter zu konfiszieren und sie aus Oesterreich zu jagen. Man hat aber bisher noch nicht vernommen, daß die Deutschliberalen gegen all dies entschieden Stellung genommen hätten. Nur einige Beispiele aus der allerjüngsten Zeit. Gegen die Eröffnung einer Debatte über die präjudizierende Interpellations-Beantwortung des Landverteidigungsministeriums haben die Deutschliberalen gestimmt. Die Einbringung einer Interpellation wegen der bekannten Affaire in Saybusch mußte unterbleiben,

und konnte erst verspätet eingebracht werden, weil die Unterschriften der deutschliberalen Abgeordneten erst dann zu haben waren, als ihre Passivität einen Eklat hervorzurufen geeignet war. Und gegen die blutrünstigen Kanzelreden — sit venio verbo — Deckert's wurde die Interpellation erst dann angebracht — als der ganze Predigtcyklus von der Kanzel bereits persolviert war.

Den Deutschliberalen waren aber die Juden von jeher nur „Schnuppe" und nur einfaches Stimmvieh. Sie haben sich der Juden wegen nie gekümmert, oder auch nur ihretwegen einen Finger eingetunkt. Auch zur Zeit, als es noch keinen Antisemitismus gab, als die Staatsgrundgesetze noch ungeschmälert gehandhabt werden — konnten, als die Deutschliberalen noch an der Macht und an der Regierung waren, behandelten sie die Juden immer nur als Parias, als Staatsbürger mit allen Pflichten, aber ohne politische Rechte. Sie machten keinen Einspruch und duldeten es, daß den Juden die Aufnahme in den Staatsdienst versagt blieb. Welche Kämpfe und Krämpfe verursachte es, bis das Prinzip, daß den Juden auch Sitz und Stimme in den kommunalen Vertretungen in den Städten Mährens einzuräumen, resp. zu gewähren sei, zum Durchbruch gelangte. In Olmütz, der zweiten Landeshauptstadt Mährens, einer Hochburg des Deutschliberalismus, stimmte die liberale Bürgerschaft s. Z. gegen die Kandidatur des verewigten Dr. Adolf Brecher als Gemeinderepräsentanten wie ein Mann. Dr. Brecher war aber nicht nur ein in allen, auch christlichen Kreisen beliebter, hochangesehener Arzt, sondern auch eine Leuchte der Wissenschaft; er fiel, weil den erbgesessenen deutschliberalen Bürgern von Olmütz der Judenhaß tief in dem Nacken saß und nichts dagegen unternommen worden war, ihnen dieses schlimmste aller Erbübel auszutreiben. Der „Fall" Brecher's wird in alle Ewigkeit ein Schandfleck in der Geschichte Olmütz' bleiben. In Proßnitz, der drittgrößten Stadt Mährens, opferte man lieber das Landtagsmandat, ehe man den Juden das ihnen schon zugesagte Mandat in die Gemeinde-Vertretung gewährte. Auch während der „uneingeschränkten" Herrschaft der Staatsgrundgesetze kamen in Mähren Pöbelexcesse und Miniatur-Revolutiönchen gegen die Juden so häufig vor, daß man diese Ausschreitungen als Gewohnheitsrecht hinnahm und nichts dagegen that, besonders nichts seitens der Deutschliberalen, die sich stets mit der Rolle zufrieden gaben, die Staatsgrundgesetze geschaffen zu haben, dagegen es ablehnten, ihren gewichtigen Einfluß auszuüben, daß diese Staatsgrundgesetze voll und ganz gehandhabt werden gegenüber den Juden — denn diese waren und blieben ihnen immer nur Juden, und nicht vollwertige und vollberechtigte Staatsbürger.

Endlich ist aber doch die Zeit gekommen, wo die Juden Mährens des falschen Spieles satt und überdrüssig sind. Vor einigen Wochen hat in Brünn eine Versammlung jüdischer Notabeln stattgefunden, welche nach eingehender Beratung den Beschluß faßten, an die Abgeordneten der mährischen Städte, in welchen Juden in größerer Zahl domizilieren, eine identische Note zu richten, dahingehend, daß die betreffenden Abgeordneten sich an die Regierung mit dem energischen Ansuchen wenden mögen, endlich das Regierungs-Programm: Stellungnahme gegen die extremen Elemente im allgemeinen und entschiedene Abwehr gegen den verderblichen, den Krieg aller gegen alle bedeutenden Antisemitismus, zur Wahrheit zu machen. — Zu welchem Konklusum die Juden Mährens in der erwähnten identischen Note gelangen, ergiebt sich aus der Logik der Thatsachen und braucht nicht einmal angedeutet zu werden.

Es darf wohl der zuversichtlichen Erwartung Raum gegeben werden, daß die „identische Note" ihre Wirkung nicht verfehlen wird, denn sonst ist der Verlust aller jener Mandate, welche die deutschliberale Partei in Mähren noch innehaben, unausweichlich. Es steht aber auch außer allem Zweifel, daß, falls die „Demarche" der Judenschaft Mährens ohne Erfolg bleiben sollte, sich den mährischen auch die Juden überall dort anschließen würden, wo sie bei den politischen Wahlen ausschlaggebend sind. Verliert aber die deutschliberale Partei alle jene Mandate, wo die Juden durch ihr Votum entscheidend sind, so ist sie mehr als dezimiert, sie hat aufgehört einen Faktor im politischen Leben Oesterreichs zu bilden und muß für immer darauf verzichten, zur Regierung zu gelangen. Großes steht daher für die deutschliberale Partei und für die Deutschen Oesterreichs auf dem Spiele. Alea est jacta! Wir hoffen von der bessern Einsicht der deutschliberalen Führer, daß sie die richtige Wahl treffen und zur That schreiten werden, ehe es zu spät ist.

* * *

Die erwähnte „identische Note" hat nachstehenden Wortlaut. Sie geht von 23 jüdischen Gemeinden aus und trägt ungefähr 1500 Unterschriften.

„Euer Hochwohlgeboren!

Die gefertigten deutschen Wähler jüdischer Konfession Ihres Bezirks fühlen sich gedrängt, Ihnen ihr schmerzliches Befremden über die Haltung der Vereinigten Linken gegenüber der antisemitischen Bewegung auszusprechen. Die jüdische Wählerschaft steht vor einer doppelten Thatsache. Zuerst vor jener, daß die deutschliberale Partei, trotzdem sie seit ihrem Eintritte in die Koalition zu den maßgebenden Regierungsparteien zählt, es ungeachtet der täglich maßloser und aufreizender werdenden Angriffe gegen die jüdische Glaubensgenossenschaft unterlassen hat, ihre Stimme im Parlamente zum Schutze einer Anzahl von Mitbürgern offen und entschieden zu erheben, die seit Jahren mit bewußter Hintansetzung ihrer wichtigsten materiellen Interessen und mit wahrer Selbstverleugnung treu zur deutschen Sache stehen.

Sie glaubt sich aber auch weiters durch das passive Verhalten der Regierung gegen den Antisemitismus zum naheliegenden Schlusse berechtigt, als ob die Vereinigte Linke, auf deren Unterstützung das Ministerium genau so sich stützt wie auf jene der anderen Koalitionsparteien, die jüdische Bevölkerung in das durch die Koalition gegen die extremen Parteien geschaffene Bündnis nicht eingeschlossen habe.

Wir halten es für unsere Pflicht, auf die tiefe Verstimmung hinzuweisen, die sich infolge dieser bedauerlichen Wahrnehmung der jüdischen Wählerschaft bemächtigte. Wir besorgen ernstlich, daß beim Andauern jener gleichgiltigen Haltung der deutschliberalen Partei, einer Haltung, welche offenbar dem Wesen und den Grundsätzen, als auch den eigensten wohlverstandenen Lebensinteressen der liberalen Partei selbst widerspricht, ein ferneres Eintreten dieser Wähler für die deutschliberalen Kandidaten weder verbürgt, noch erwartet werden kann.

Wir wollen daher diese notgedrungene Kundgebung mit dem Ausdrucke der Erwartung beschließen, daß die deutsche liberale Partei in richtiger Erkenntnis ihrer Grundsätze, sowie im wohlverstandenen eigenen Interesse ihren Einfluß auf die Regierung fortan dahin geltend machen werde, diese letzteren sowohl zur Bekämpfung jener ordnungs- und staatsgefährlichen

Bewegung, wie auch zu einer ehrlichen thatkräftigen Beteiligung der staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Gleichberechtigung aller Staatsbürger ohne Unterschied der Konfession mit Ernst und Nachdruck zu veranlassen." „Neuzeit."

Die Juden in Rumänien.

z. Bukarest, im Mai 1895.

Jeder, der das Verfahren der rumänischen Behörden und Staatsmänner beobachtet, kann sich leicht überzeugen, daß diese Persönlichkeiten langsam und systematisch die Tendenz und das Ziel verfolgen, die Juden von jeder öffentlichen Stellung auszuschließen und sie in eine Art von politischem Ghetto zu sperren, wie es bisher in der Weltgeschichte unbekannt war. Es ist bekannt, daß diese Politiker damit begannen, daß sie die Juden von staatlichen Krankenhäusern und Schulen ausschlossen, so daß weder wir noch unsere Kinder mit unseren christlichen Landsleuten in Berührung kommen oder zu ihnen irgend welche enge Beziehungen haben sollten; im Gegenteil! wir sind und bleiben Fremde und Unbekannte in unserem eigenen Vaterlande.

Wer die Zwecke der rumänischen Regierung einmal kennt, wundert sich gar nicht mehr, wenn er erfährt, daß die gesetzgebende Versammlung des Landes grundsätzlich es ablehnt, allen Juden, die in Rumänien selbst geboren sind, Naturalisations-Bescheinigungen zu verleihen; dabei kommt es gar nicht darauf an, ob die Juden Universitätstitel besitzen, ob sie Aerzte, Rechtsgelehrte, Ingenieure, Architekten, Philologen u. s. w. sind und sich dem Lande außerordentlich nützlich erweisen könnten. Dagegen wird das Bürgerrecht Hunderten von Ausländern, Griechen, Bulgaren, Russen u. s. w. verliehen, die erst vor kurzem ins Land gekommen sind, um sich zu bereichern, und die dann gewöhnlich wieder in ihre Heimat zurückkehren. Leidenschaft verblendet unsere Gesetzgeber so sehr, daß sie jedes aufrichtige patriotische Gefühl verlieren. So haben in der gegenwärtigen Session einige Abgeordnete Gesetze in Vorschlag gebracht, welche die Juden hart treffen, zu gleicher Zeit aber die Interessen des Staates ernstlich gefährden. Da war beispielsweise ein Antrag auf Einführung eines Spiritus-Monopols, und zwar so, daß, wie es bei Tabak, Salz u. s. w. der Fall ist, geistige Getränke nur durch Geschäftsträger der Regierung verkauft werden sollten. Aber die Juden, die vor dem Gesetze als Fremde betrachtet werden, können nicht zu Regierungs-Kommissionären ernannt werden. Wenn also das Gesetz durchginge, würden Tausende von Juden, die sich jetzt durch den Branntweinhandel ernähren, ihr tägliches Brot verlieren und der Staat würde bedeutender Summen verlustig gehen. Das scheint man denn schließlich auch eingesehen zu haben, und der Gesetzvorschlag wurde verworfen. Aehnlich erging es einem zweiten Gesetzvorschlage agrarischen Charakters. Er hätte eine beträchtliche Anzahl unserer Glaubensgenossen in den Moldaubezirken ruiniert und durch die Beschränkung der freien Konkurrenz dem Staate ungeheuere Verluste verursacht.

Es ist sehr bedauerlich, daß das Parlament nicht auch einen dritten Gesetzvorschlag verwarf, der gegen die Juden gerichtet ist. Der Gegenstand dieser neuen Beschränkungsmaßregel gegen die rumänischen Juden ist kurz folgender: Von der Freiheit des Unterrichts in den öffentlichen Schulen Gewinn ziehend, haben jüdische Studenten eine so vollkommene Kenntnis der Landessprache erworben, daß die besten Sprachlehrer, Philologen und Geschichtslehrer Juden sind. Sie sind also den anderen Rumänern nicht nur ähnlich geworden, sondern sind sogar noch mehr Rumänen als jene. Um ihren Charakter als Rumänen zu vervollständigen, fügten sie ihren jüdischen Namen die Nachsilbe „escu" an, so daß Abram—Abramescu wurde, Moses—Mosescu u. s. w. Sie müssen nun diese Wortanhängsel fallen lassen, weil unsere Politiker fürchten, bei Prüfungen und Wettbewerben von rumänisierten Juden aus dem Felde geschlagen zu werden.

Habe ich nicht recht, wenn ich behaupte, daß rumänische Staatsmänner und Politiker die Juden zu isolieren wünschen? Uns bleibt nur der Trost, daß die echten Rumänen die Ansichten ihrer Abgeordneten nicht teilen.

Einheit und Ethik.

Rede, zur Begründung der „Freien israelitischen Vereinigung."

Gehalten
im Festsaale des Hotels „Hamburger Hof"
am 5. Mai 1895.
Von
Dr. D. Leimdörfer, Prediger zu Hamburg.

Hochgeehrte Versammlung!

Vom Präsidium hierzu aufgefordert, soll ich in diesem Festsaale das Wort ergreifen, um die Notwendigkeit einer „Isr. Vereinigung" in unserer Zeit zu beleuchten. Erwarten oder fürchten Sie keine Predigt von mir zu hören, dazu bedürfte es einer gründlichen Vorbereitung, aber bitte, schenken Sie auch dem plötzlich und unvermutet zum Worte Berufenen bei gütiger Nachsicht Ihre freundliche Aufmerksamkeit!

Die „Freie isr. Vereinigung", deren Anregung von der hiesigen Loge „Bne Bris" ausgeht und welche sich dem eben hier tagenden und so zahlreich beschickten, großen Wohlthätigkeitsbunde Deutschlands anschließt, erblickt das Licht ihres Daseins in unserer Stadt, die als ein gedeihlicher Boden für Menschenvereinigungen angesehen werden kann. Hier ist die Zentralstätte des Weltverkehrs, der Zusammenfluß wie von Erzeugnissen, so auch von Menschen aller Weltgegenden, die Hauptader der Verbindung der Geister und der Ideen von diesseits und jenseits des Oceans. In dieser Stadt vereinigten sich vor vier Wochen 4000 deutsche Musensöhne und die Rektoren aller deutschen Universitäten zur Huldigung des in unserer Nachbarschaft lebenden unsterblichen Einigers des Vaterlandes. Hier in Hamburg traten vor kurzem Vertreter der Kunst und auch des Volksschulwesens zu ernsten Beratungen zusammen. Hamburgs hoher Senat und seine Bürgerschaft rüsten sich jetzt zum Empfange Sr. Majestät, unseres höchst verehrten Kaisers, der im Vereine zahlreicher Fürstlichkeiten, demnächst hier eintreffen soll zur Weihung eines großen vaterländischen Friedenswerkes, der Wasserstraße, die Nord mit Ost verbinden wird (Nordostseekanal).

Und diese Heimstätte der mannigfaltigen Verbindungen sieht heute innerhalb ihrer altehrwürdigen Mauern auch eine Vereinigung unserer Glaubensgenossen. Warum? Wozu? — Lassen wir alle philosophischen Erörterungen und sagen wir bündig und klar, was unser Herz bewegt. Was hat uns heute hier zusammengeführt? — Wir leben in einer Zeit der Stürme, wir leiden, wir empfinden tief, was und wie wir leiden. Oft schweben uns die Fragen vor: Wo soll das hinaus? Wie lange sollen wir schweigen? Was hätten wir zu sagen? Was nützt unser Schweigen oder Reden?

Nun. — Eines thut uns auf jeden Fall ebenso wohl,

wie not mitten in dieser Bangnis der Seele: Vereinigung und vereinigtes Streben nach jenen Idealen, die uns häufig abgesprochen werden, nach den Idealen der Ethik.

Aber Vereinigungen, dürften manche sagen, hätten wir gerade genug. Ja, Vereinigungen wohl, aber Einigungen? Darauf kommt es eben an. Wir haben einen Gemeindebund, einen Rabbinerverband, Lehrerverbände, Abwehr-, Litteratur-, Logenvereine u. s. w. Wohl haben alle diese ihre besonderen, schönen Ziele, allein das ihnen allen Gemeinsame ist und bleibt die Hebung der Ehre und Würde des jüdischen Namens, ein ethisches Hochziel, um welches sie, wie um einen Mittelpunkt ihrer Bestrebungen sich bewegen sollten.

Es gilt den Glaubensgenossen klar zu machen, daß es nicht gut wäre dieses Wort „Glaubensgenossen“ zu zerstücken, nicht gut einen Glauben haben, aber keine Genossenschaft, nicht gut eine Genossenschaft ohne Glauben zu haben, daß es uns not thut uns alle als Brüder und Genossen um die Religion zu scharen, welche uns gestern auf heiliger Stätte ihren Höhe- und Gipfelpunkt offenbarte, der da liegt in der Ethik.

Meine Herren, nach der Bibel sind wir die älteste ethische Gesellschaft mit einem Jahrtausende feststehendem Programme, geschrieben von Gottes Finger, niedergelegt im Abschnitt unserer Heiligung oder im 19. Kapitel des Leviticus. Das sei unser Morgen- und Abendgebet. Damit allein vermögen wir uns zu rüsten gegen alle unverdienten Angriffe und Feindseligkeiten.

Die Ethik des Judentums unterscheidet sich von der Ethik anderer Bekenntnisse um uns her durch nichts, oder doch durch das eine Moment, wonach, wenn der Jude gegen die Gesetze der Ethik verstößt, er nicht nur gegen die menschliche Gesellschaft sich versündigt, sondern zugleich auch gegen seine Religion, seinen Gott, den Quell und Ausgangspunkt der jüdischen Ethik. In jeder auf der Kulturhöhe stehenden Konfession lehrt man die Nächstenliebe und die Gerechtigkeit, aber das Judentum fügt noch ein Bedeutsames hinzu: „Liebe Deinen Mitmenschen wie Dich selbst. Ich bin der Herr.“ Das will sagen, hassest Du und handelst Du gegen mein Gebot der Nächstenliebe, dann forderst Du Deines Gottes Strafgericht gegen dich heraus, weil Du damit auch Ihn, das Urbild der gebotenen Liebe, beleidigt hast. Auch andere Religionen, welche aus dem Sinaibrunnen ihr Gottesbewußtsein geschöpft und ihre Moral getrunken, lehren: „Ihr sollt nicht falsch schwören, nicht stehlen, nicht lügen, nicht die Wahrheit ableugnen“, aber die Lehre des Judentums fügt in unserem Ethik-Programm außerdem hinzu: „Du würdest sonst entweihen den Namen des Ewigen, Deines Gottes.“ (Leviticus 19.) Die Verletzung der Moral und des Rechts gilt also als eine Schmähung der jüdischen Religion. Hierin sind alle religiösen Richtungen in Israel einig.

Wir müssen daher nach außen hin in Lehre und Leben darauf hinweisen, daß die Juden religiös sind, wenn sie bei treuer Anhänglichkeit an Gott in Handel und Wandel von dem ethischen Programm der heiligen Schrift nicht abweichen, und daß, wenn sie Andersgläubigen ein Unrecht zufügen, ihre Schuld noch viel größer ist als bei Vergehungen gegen ihre Glaubensgenossen, denn sie häufen damit Schmach auf ihr Bekenntnis. Ja es ist unsere Aufgabe immer wieder auf die ewige Verfassung von Sinai hinzuweisen, auf Grund deren wir leben und ohne welche jede Kultur und Zivilisation ausgeschlossen, undenkbar wäre.

Nach innen aber haben wir uns zu einigen dahin, daß Haus und Schule Kenntnis nehmen von diesem ethischen Programm, daß es in Fleisch und Blut unserer Gesamtheit übergehe. Ich betone daher als die wichtigste Forderung: Es ist die heiligste Pflicht jüdischer Eltern, daß sie keines ihrer Kinder aufwachsen lassen ohne Unterricht in der Religion! Ohne diese dringend notwendige ethische Stütze fruchten alle Vereinigungen nicht, ja sie sind unmöglich, denn wie sollte es israelitische Vereinigungen ohne Israeliten geben? Wer möchte in Abrede stellen, daß Unwissenheit über das Judentum und seine Lehre in den meisten Fällen der Urgrund des heißen Judenhasses draußen und der kalten Gleichgiltigkeit in unserer Mitte ist?

Unsere Frauen, die Kronen unsrer Familienhäuser, sollen es sich zu Herzen nehmen und in der häuslichen Erziehung ihrer Kinder dem religiös ethischen Unterrichte zu Hilfe kommen.

Die verschiedenen stehenden Verbände müssen einander näher treten, einander stützen, raten und helfen, um mit vereinten Kräften die Arbeiten für die Ehre des Judentums nach außen und innen zu fördern! Das ist nach meiner Ansicht der Zweck unserer Vereinigung, deren Notwendigkeit kein einziger bezweifeln dürfte.

Lassen Sie mich, ehe ich schließe, eine alte Fabel streifen. Ein in der Nähe des Meeres nistender Vogel, bedroht von den heranstürmenden Wellen, meinte sein Nest und sich dadurch zu wahren, daß er mit seinem Schnabel Stroh, Sand und allerlei Geröll in die Flut warf und ihr trotzig zurief: „Ich schwöre, nicht früher von dannen zu gehen, als bis ich deinen Lauf gehemmt, dein Flußbett zugeschüttet, deine Quelle verstopft und das ganze Meer in trockens Festland verwandelt habe.“ Thörichtes Tierchen — mit so kleinlichen Dingen gegen den Ocean anzugehen! Nicht wahr?

Ob auch der Erfolg unserer winzigen Vereinigung angesichts der gewaltig brausenden Wogen, die uns bedrohen, und angesichts der zum schäumenden Meere anschwellenden Hochflut der gehässigen Stimmungen und Feindseligkeiten gegen uns ein ähnlicher sein würde, wie der jener Sperlingsarbeit? — Wir wissens nicht. Die Erfolge bestimmt Gott allein!

Aber das wissen wir, daß anstatt in die Thorheit des vernunftlosen Tieres zu verfallen, es würdiger und nützlicher wäre, die Flügel zu spannen, die geistigen Fittige zu erheben zum ethischen Aufschwung in den reinen Aether, wo im Anblick der Gottessonne und der Himmelsbläue etwas wie Frühlingshoffnung uns umweht, uns die Statue der Freiheit schauen läßt, die im goldenen Lenzeslichte des Friedens erstrahlet. In solchem Auffluge lassen wir die schäumende Meeresbrandung des wütenden Hasses, die Sturmfluten, den Schmutz und jegliche Trübung weit, weit hinter uns zurück.

Erkennen wir es, daß aufgedrungen zu den Höhen der Religion, der Wissenschaft und der humanen Gesittung jene Sperlingsabwehr überflüssig wird. Ein solcher Flug aber, in geeinter Brüderschar unternommen, ist aussichtsvoller, läßt das Ziel sicherer und rascher erreichen, und darum schließe ich mit der Devise:

Durch Einheit zur Ethik!
Durch Ethik zur Einheit! —

Feuilleton.

Entgleist!

Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

„Hm“, bemerkte der Geistliche kopfschüttelnd. „Vorderhand ist nichts daraus.“ Der treffliche Geistliche verlor aber nicht die Hoffnung, daß es gelingen werde, für Klara irgendwo einen Posten ausfindig zu machen. Er stellte eifrige Nachforschungen an und erfuhr wirklich von einigen Häusern die Lehrerinnen brauchten. Als aber diese Herrschaften erfuhren, wer die Kandidatin sei, schlugen sie rundweg ab. „Das ist nichts für uns.“ Halblaut wurde etwas über Judentum u. s. w. hinzugefügt.

Den Geist des armen Mädchens beschäftigte jetzt eine ernste Frage: „Wie? also auch jetzt habe ich trotz der Taufe das jüdische Brandmal nicht abgestreift? Und es bleibt jener historische gelbe Lappen, der mich auch jetzt noch von der übrigen Welt trennt?“ — Ihre Lage im Hause des Pfarrers, war auch eine sonderbare. Er hatte zwei Töchter, weder junge noch schöne Mädchen, mit einem sehr spärlichen Bildungsfond. Klara versuchte, sich ihnen zu nähern, einen herzlichen Verkehr anzuknüpfen — vergeblich. Ihr hochfahrender Ton, ihr eisiges Benehmen, machte das Herz des nach einem gegenseitigen schwesterlichen Herzen sich sehnenden Mädchens erstarren. Einst vernahm sie, wie Fräulein Katharina in einem Gespräche mit Marie sich über sie ausdrückte: „diese jüdische Lateinerin.“

Nach beinahe zweiwöchentlichen Nachforschungen, war der Pfarrer Andreas in Verzweiflung. Die den höheren Sphären der kleinen Welt angehörenden Leute, hatten einen ganz andern Begriff vom Menschen, als er. Jene verlangten eine französische Gouvernante, und wenn schon eine Polin, so wenigstens nur aus „bürgerlichem Hause.“ Von dem Mädchen aber, deren einzige Sünde die jüdische Abstammung war, wollten sie nichts hören. Sie roch immer nach dem Judentum. Klara mit sich aufs Land nehmen, konnte der Pfarrer nicht, und in O. konnte sie ebenfalls nicht immer bleiben. Schließlich konnte man die Sache nicht länger aufschieben. Die Pfarramtsangelegenheiten riefen den Geistlichen Andreas nach Malince. Er wurde also mit seinem Kollegen, dem Ortspfarrer über die Bedingungen einig, unter welchen „Helenchen“ bei ihm weiter bleiben könnte und reiste mit Gewissensbissen nach Hause, vorher aber dafür Sorge tragend, daß die auf den Namen Klara Zwiebel lautenden Pensionatszeugnisse auf Helene Cybulska umgeschrieben wurden. — Schade, daß er nicht früher auf diesen Einfall kam!

Klara blieb also mit Frl. Katharina und Marie, das heißt ganz vereinsamt. Sie verschaffte sich einige Bücher pädagogisch-didaktischen Inhalts und begann sie eifrig zu studieren. Sie lebte inmitten von Unbequemlichkeiten und verschiedenen Sorgen. Ihre gegenwärtige Lage mit ihrem Aufenthalte im Elternhause vergleichend, bedauerte sie aufrichtig jene immerhin nicht schlechten Zeiten; aber gleich warf sie sich diese momentane Schwäche vor. Eine kleine Linderung fand sie in ihrem leisen, mit Gefühl gesprochenen Gebete, aber das pflegte sie auch als Jüdin zu verrichten. Dabei bemerkte sie, daß die Fräuleins ihre Frömmigkeit und ihr Beten auslachten. Uebrigens kehrte nach momentaner Beruhigung die Sorge wegen der Existenz wieder zurück, und obwohl sehr prosaisch, beschäftigte dieselbe sie jetzt sehr lebhaft. Während dieser ganzen Zeit dachte sie kein einziges Mal an die Rückkehr zu den Eltern, obwoht sie nicht daran glaubte, daß dieselben sie abschlachten würden — wie man ihr in vollem Ernste erzählte.

Das Glas, durch welches sie jetzt die Welt anschaute, ward immer trüber — kein Wunder, denn sie machte Erfahrungen: das beste, was der Mensch in der Schule des Lebens sich aneignet.

XIV.

Nach einem düstern Monat der Erwartung und Trauer, lächelte die Sonne auf Klara nieder. Einer von des Pfarrers Bekannten verschaffte ihr einen Posten bei einer Herrschaft Krasicki, Eigentümer eines schönen Landgutes in Ostgalizien. Mit größter Zufriedenheit nahm sie die Stelle an, obwohl der Ton des Maklers, der ihren Brotherrn lobte, ihr Furcht einjagte. Sie wußte aber, daß der Geistliche Andreas den armen Pfarrer für ihren Unterhalt bezahle, was ihren Stolz empörte. Dabei war sie in O. sehr gebunden; sie glaubte ihre früheren Glaubensgenossen fürchten zu müssen und wollte nicht allein ausgehen; zwischen vier Wänden oder richtiger sechs — denn Frl. Katharina und Marie waren ebenso stumm und kalt! — zu weilen, gehörte nicht zu den großen Annehmlichkeiten. Diese war dennoch nicht ohne Nutzen; denn sie erkannte einige soziale Wahrheiten, welche trotz ihrer Bitterkeit ihr später das Leben versüßen sollten. Sie überzeugte sich immer mehr, daß die materiellen Verhältnisse der Menschen immer seine Angelegenheiten idealer Natur beheherrschen, ja daß die letzteren sogar oft von der Gestaltung der ersteren ganz abhängig sind. Diese Abhängigkeit erklärte ihr auch teilweise die menschlichen Schwächen und Mängel. Aus dem winzigen Vorrate der in letzter Zeit erlangten Erfahrungen schmiedete sie dann eine rationelle Waffe gegen die ideale Welt. Sie erkannte teilweise, was der Stolz, die Bigotterie und die Macht des Vorurteils bedeuten. Während dieser Zeit dachte sie sehr wenig an die jüdischen Angelegenheiten, froh denselben entronnen zu sein. Es wunderte sie nur, daß der Vater weder versöhnende noch oppositionelle Schritte unternahm; allein sie wußte nicht, daß er sich im Gefängnisse befand. Sie fuhr bald aufs Land, um den Posten anzutreten. —

Das Dorf hieß Janowka. Schön, jung, mit intelligentem Blicke und stolzer Haltung, machte Klara auf die Frau Emilie Krasicki gleich einen schlechten Eindruck. Diese Gutsbesitzerin war ein interessantes Geschöpf. Als armes Mädchen aus kleinadligem Hause, heiratete das Edelfräulein den Herrn Krasicki, den Oekonomen des Grafen D. Durch eigene Energie und Betriebsamkeit arbeiteten sich sich empor und wurden „Hochwohlgeboren“. Und auch jetzt war eine an Geiz grenzende Sparsamkeit, waren Arbeit und strenge Zucht ihre hauptsächlichsten Glaubensartikel. Aber kein Maß einhaltend, übertrieben sie in allem, und da die Erziehung ihnen jene Feinfühligkeit und das nur den „Wohlgeborenen“ und den intelligenten Menschen eigene Benehmen, nicht verliehen hatte, lebten sie ganz philisterhaft, nur während der Feiertage sich ihr Aeußeres übergoldend. Während der Wirtschaftsperiode hatte sich Frau Emilie äußerlich ganz vernachlässigt und sich innere Fehler angeeignet, die von Klaras Lebens und Denkweise lebhaft abstachen. Deshalb entstanden auch die Disso-

nanzen zwischen der „Herrin“ und einer ihrer Dienerinnen, der Gouvernante.

Diese letztere hatte es mit zwei Mädchen zu thun. Die ältere, Lala (Eulalia) war sechs, die zweite, Nani (Natalie) fünf Jahre alt. Es waren dies unbändige, verwahrloste und durch die Mutter gleichzeitig verdorbene Kinder, denn diese zog es vor, ihnen alles nachzugeben, als das Werk einer systematischen Erziehung, zu welcher sie übrigens gar keine Befähigung hatte, zu führen. Von den Höhen ihrer Ideale und Theorien auf den harten Lebensboden heruntersteigend, mußte Klara all ihre geistigen Kräfte zusammenraffen, um den übernommenen Pflichten gerecht zu werden, und die physischen Kräfte, um die Proben, welchen sie das Schicksal bald aussetzen sollte, standhaft aushalten zu können. Mit Eifer und Begeisterung machte sie sich an die Ausübung ihrer Aufgabe und bemühte sich in erster Reihe den Kindern sich zu nähern, ihre Neigungen zu erforschen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Das kam ihr leicht an. Sie ließ sich zu ihrem Begriffsvermögen herab, behandelte sie einsichtsvoll und sanft, um sie nicht durch ein rigoroses Verfahren abzuschrecken und sich dadurch auch die spätere Aufgabe zu erschweren. Gleich in der ersten Woche hatten Lala und Nanie „Fräulein Helena“ bis zur Lästigkeit lieb.

Sie wohnte im Herrenhause in einem separaten Zimmer, dessen Fenster auf einen prachtvollen, aber vernachlässigten Obstgarten gingen. Bisher hatte sie aber noch keine Zeit gehabt, sich in ihrer neuen Situation zu orientieren, denn sie mußte beinahe den ganzen Tag mit den Kindern zubringen. Sie hatte sich nicht früher über die Anzahl der Arbeitsstunden geeinigt und mußte die Kinder immer und überall begleiten, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Der Herr Krasicki hatte mit ihr nur einmal einige Minuten gesprochen, war aber sonst selbst bei Tische nicht zu sehen, da die Ernte im Anzuge war. Frau Emilie war zwar ihr gegenüber sehr artig, machte aber aus dem Gefühle ihrer Ueberlegenheit kein Hehl, und einigemal des Tages ließ sich ihre Stimme vernehmen:

„Fräulein Helene, wo ist Lala?“ — „Fräulein Helene, um Gottes willen, Nania ist allein irgendwo hingerannt.“ — „Fräulein Helene, es scheint mir, daß ein Kind weint.“

Und Fräulein Helene wußte bald nicht, ob sie da die Rolle eines Kindermädchens oder die einer Lehrerin versieht. Aber das mochte noch angehn, das gehörte zu ihren Attributen. Bald aber als sich „Helenchen“ mehr im Hause akklimatisierte, nahm Frau Krasicki ihr gegenüber eine vertrautere Haltung an, was sich darin bekundete, das sie ihr bald im befehlerischen Tone Aufträge erteilte, wie: „Fräulein Helene! bitte auf Magda im Viehstalle Acht zu geben“, oder etwa: „Fräulein Helene! Sie werden so gefällig sein und für Franz ein Verzeichnis des Einkaufs zusammenstellen.“ — „Bitte, wollen Sie unterdessen auf den Koch Acht geben; die Kinder schlafen doch.“ — „Fräulein Helene! Ich bin so müde; bessern Sie doch die Strümpfchen für die Kinder aus!“ Und Fräulein Helene, eingedenk der Schwierigkeiten, mit denen sie den Posten erhalten, war artig und gehorsam. Sie war nur in den Morgenstunden frei. Dann ging sie in dem ungepflegten Obstgarten spazieren und bedauerte mehr als einmal ihre reichhaltige Bibliothek in Malince. Von diesem Gedanken ging sie gleich zur Frage über: „Was machen dort wohl die Eltern?“

Des Sonntags, in bereits vorgerückter Stunde, nahm sie die Frau mit den Kindern in die Dorfkirche. Der Herr mußte den Arbeitern den Wochenlohn auszahlen. Damit verließ er sich nicht auf den Oekonomen. Nachmittags bat sie den Herrn Krasicki, er möchte doch so freundlich sein und ihr etliche Bücher aus seiner Bibliothek geben, da sie die ihrigen nicht bei sich habe.

„Ha, mein Fräulein“, rief er mit einem robusten Lachen, „von ganzem Herzen gerne; aber was hift's, ich habe ja keine. Und wozu taugen mir Bücher? Im Winter lese ich manchmal den Kalender, oder einen mir eingeschickten Preiskourant, öfters Quittungen, Konsignationen, die Bücher des Oekonomen und damit basta? Ich komme aber sehr gut ohne Märchen und Predigten aus.“

Die Frau Amalie konnte noch leichter diese „Albernheiten“ entbehren. Denn man kann sich nur schwer eine sparsamere und betriebsamere Frau vorstellen. Mit aufgeschürztem Kleide lief sie den ganzen Tag schnaubend von einem Orte zum andern; sie war beim Melken der Kühe zugegen und bewachte den Koch; sie teilte selbst das Essen für das Gesinde aus und zankte sich mit den Jüdinnen über die Geflügel- und Eierpreise herum. Trotzdem ließ sie die Gouvernante nicht aus den Augen.

„Fräulein Helene“, sagte sie eines Tages, „warum beginnen sie nicht mit den Kindern französische Konversation?“ Klara stutzte. „Weil sie noch nicht gut Polnisch sprechen“, erwiderte sie. — „Nun was folgt daraus? Mit der Dienerschaft werden sie sich schon verständigen können, und französisch zu lernen ist bereits Zeit.“ — „Aber ich bitte Sie, die Kenntnis der Muttersprache ist doch eine heilige Pflicht!“ — „Papperlapapp. . . Ich hatte mit der gräflichen Herrschaft D. Verbindungen und dort sprachen die Kinder in noch jüngerem Alter expedit französisch.“ — Das patriotische Gefühl Klaras empörte sich, aber sie mußte immer ihre Empörung unterdrücken. Mit den Kindern im Obstgarten weilend, war sie manchmal Zeugin verschiedener Scenen und Gespräche, welche ihr über viele Sachen des Lebens die Augen öffneten. Und so belauschte sie einmal wider Willen das Gespräch des Ortspächters mit einem Kaufmann. Diese wußten nicht, daß die „Professorin“ ihren Jargon verstehe und sprachen ganz ruhig mit einander.

„Höre nur, Hersch, hat Deine Frau viel aus dem herrschaftlichen Speicher herausgeführt?“ — „Viel, nichtviel, alles zusammen wirds schöne paar Korets sein. Aber weißt Du, Josel, die Krasicki ist auf allen Vieren geschlagen. Wozu stiehlt sie ihrem Manne Getreide und folgt es uns in der Nacht aus? Oho darin muß sie ein Geschäft haben . .“ — „Wahrscheinlich braucht sie extra Geld.“ — „Natürlich braucht sie, aber wozu?“ — Klara hörte dieses Gespräch neugierig an und dachte: „Kann das sein, daß Frau Amalie ihren eigenen Mann bestehlen sollte? Wozu braucht sie das?“ Sie wußte nicht, daß das Ehepaar Krasicki in der Landeshauptstadt ein Sohn, der ein Liebling der Mutter war, hatte, welcher sie viel Geld kostete. Und von diesen Kosten wußte der Mann nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Schreibebrief eines deutsch-nationalen Studenten.*)

Wien, im Wonnemond 2005.

Liebwertester Kumpan Pumpo!

„Im wunderschönen Monat Mai“ — o pfui doch, da wäre mir ja bald ein Citat — pardon! — verzeihe! — eine

*) Nach der Oesterr. Wochenschrift.

Wortanführung — aus den Gedichten des „liebe- und träumebedürftigen Mauschlers“ Heine, wie der wälsch-germanische Schlachzize Vergani ihn nennt, wider Absicht entwischt. Also im Monat Mai, kurz- und schlechtweg, hat der nach der Juden Meinung nichtswürdige Herr Pfarrer von Weinhaus wiederum wie alle Jahr um die Zeit eine Folgereihe von Fürträgen gehalten, zu Ehren des heiligen Josef und aller, die seinen Namen führen unter gewaltigem Zustrom der Volklichkeit. „Die Reise um das Judentum in sieben Tagen“ dürfte man diesen Rundkreis von Krichenreden sehr bezeichnend heißen. Die reiche Begabung dieses Priesters der Nächstenlüge für den heiligen, selbsterkürten Beruf ist Dir, o Pumpo, genugsamlich bekannt, ebenso seine lebhafte Verstellungsgabe und seine unerschöpfliche Erfindungskraft. Er hat sie allbeide wiederum auf's Glänzendste bewährt. Ganz neue, ganz überraschende Dinge hat er enthüllt, von denen nicht einmal der israelitischeste Jude und der jüdischeste Israelite eine dämmernde Ahnung hatte. Wie wir Deutsch-Völkler zur allgemeinen Kirche uns stellen, brauch ich Dir doch nicht zu erzählen. Wir verwerfen das alte Geschichtenbuch der Juden in seiner Gänze, halten uns lieber an Wotan — weil wir einen Gott brauchen, der ein Auge zudrückt — an Freya, Donar und besonders an Thor! Einen eigenen Baldur-Dienst haben wir auch. Die Allerunverfälschten der Unserigen tragen weder die Schnee-Nelke Lueger's, noch die himmelblaue Kaiserweißbartsblume als Sinnzeichen im Loche des Knopfes, weil Kornblüh und Nelkenstock verjudete Botanik sind, sondern ein Zweiglein der Mistel, zum Zeichen der Erinnerung daran, das Alt-Hödur „plind von Gepurth“ den jugendfrohsamen Baldur mit einem Mistelzweige seinerzeit leiderwotans getötet. Die edle Schmarotzerpflanze, welche dem Stamm der Eiche die besten Säfte und Kräfte entzieht, ist unser eigentlicher, urgermanisch-rassenvölklerischer Merks- und Erkennungspflanz. In eine Kirche gehen wir überhaupt nicht. Erstens haben wir dazu gar keine Zeit übrig und dann bleiben wir aus Ueberzeugung im Wirts- und Kaffeehaus sitzen. Aber wenn ein Deckert predigt — dann ist's ganz etwas anderes. Dieser herrliche Mann bewirkt das unerhörte Wunder, uns um seinen Predigtstuhl zu scharen, uns in seine Kirche hinein zu locken, obgleich sie zum Teil auch vom Judengeld erbaut wurde. Die geistsprühenden Unterscheidungen, die er gleich zu Eingang machte, verblüfften die Hörerschaft. Er teilte die Semitenschaft ein, vor allem einmal in Juden, dann in Israeliten. Das sind die beiden Hauptarten dieser gottverfluchten Ostler. Ferner giebt es noch eine Menge Kreuzungen und Spielarten, die wohl zu beachten sind, als jüdische Israeliten, israelitische Juden, jüdische Juden, mosaische Israeliten, israelitische Semiten, und so ins unendliche weiter. Jetzt ist nun überdies zu beachten, daß von jeder Gruppenabteilung wahre und falsche im Umlauf sind, sowohl echte semitische, jüdische Israeliten, als auch falsche, mosaische, israelitische Juden; die von einander zu kennen, ist äußerst schwierig und erfordert besondere Vorkenntnisse und Studien, die man sich am sichersten und raschesten aus Deckert's abgesammelten Schriften erwirbt, welche er auch mit edler Ein-, Zu- und Vordringlichkeit von der Kanzel herab empfiehlt. „Der kleine Judenfresser in der Westentasche.“ — „Die Kunst, in acht Tagen Rassenantisemit zu werden.“ — „Blut- und Grausmärchen.“ (Auch brieflich.) — „Der junge Hostienschänder.“ (Ein Roman.) — „Der Ritualmord in der Kohlmessergasse“ — — und noch viele andere schöne Werke dieser Art waren zum Verkaufe ausgelegt. Da sie aber nur gegen Barzahlung und nicht gegen Ehrenwort erhältlich waren, war ich leider nicht in der Lage, mir diese liebliche, antisemitische Bücherei einzuwirtschaften, so wie ich gewünscht hätte. Deckert giebt leider nichts auf Raten — gleich muß geblecht werden.

Seine Reden tragen eine große, heiligende, sittlichende Kraft in sich. Mit einem ordentlichen Ingrimm gegen alle Schlechtigkeit und Niedertracht erfüllt, verläßt der Hörer das Gotteshaus. Der Mann da droben, so muß er sich sagen, schildert das alles aus eigener Erfahrung, und nur deshalb mit so brennenden Farben. Er kennt das alles sehr genau. Wenn er auf Betrügereien, Lumpereien und Gaunereien, auch Fälschungen, Lügen, Winkelzüge und boshafte Schurkenstreiche — der Juden nämlich — zu sprechen kommt, da hat jeder Hörer das Gefühl, daß da einer redet, der was von der Sache versteht, der das alles mitgemacht hat, ein erfahrener Fachmann und kein läppischer Laie. Darin liegt meiner Ansicht nach die Hauptkraft seiner hin- und herreißenden Beredsamkeit. Diese lächerlichen, jüdischen Gebräuche! — ich kam aus der Heiterkeit gar nicht heraus. Wenn die Juden heiraten, zerbrechen sie ein Ei, das mit Christenblut gefüllt ist und trinken es aus. Ob das so gut ist, daß sie sich gar so darum reißen? Wenn sie sterben, liest man ihnen den zugeklebten Jesaias vor und salbt ihnen die Fußsohlen mit Christenblut. Deckert hat es zwar selber nicht gesehen, aber Paulus Meyer hat es ihm auf Ehrenwort und Handschlag versichert, daß Rabbi Moldawan — von dem die lügnerische Judenbrut behauptet, er habe überhaupt nicht existiert — dabei gewesen sei, wie ein in den letzten Zügen liegender Jude — kein Israelite, Gott bewahre! — sich noch rasch die Hühneraugen schneiden und mit arischem Blute einreiben ließ. Wer daran zweifelt, zahlt Herrn Deckert einen entsprechenden Betrag.

Daß der Teig der Osterbrote der Juden mit Christenblut angemacht wird, ist allbekannt. Deshalb schicken diese elenden Semiten offenbar auch die blutleeren, armen Christenkinder in die Ferienkolonien, damit wieder frisches Blut in ihre bleichen Wangen ströme; in den Jahresberichten dieser Vereine steht auch deutlich zu lesen, daß die Kinder gewogen werden und wie leicht sie vorher und wie schwer sie nach der Sommer-Mast waren. Das ist die vielgepriesene, jüdische Wohlthätigkeit! Die Juden haben auch eine Aktiengesellschaft gegründet, die alle Hostien aufkauft, denk' mal. Der Sitz ist in Paris. Aber die Israeliten thun das nicht, die sind edle, liebenswürdige und achtenswerte Leute, die Deckert's Zuneigung in vollem Maße besitzen. Schade, daß sie schon ausgestorben sind. Die Heiligen und die Apostel, das waren durchaus Israeliten — kein einziger Jude darunter. Und wer hat aus den Israeliten Juden gemacht? Die Rabbiner! Das sind grundschlechte, verworfene Menschen ohne Ausnahme. Nicht einer ist unter ihnen, der in der Art Deckert's wäre, nicht einer, so wahrheitsliebend, so menschenfreundlich wie er, so hilfsbereit, so edel denkend, so selbstlos, rechtschaffen mit einem Wort, so — deckertisch. Der Rabbiner verfälscht vormittags die Bibel und Nachmittags hält er sie geheim. Wozu er sie überhaupt verfälscht, wenn er sie geheim hält? Offenbar aus besonderer Gewissenhaftigkeit. Die Rabbiner gestatten nicht, daß die Judenbuben vor dem zurückgelegten Jahre beten. Hast Du schon so was gehört? Einfach schauerlich, sag ich Dir. Auch fertigen sie — pulverisiertes Blut an! Deckert sah selbst einmal in einem Gasthof einen Juden zur mitternächtigen

Stunde, die Nacht war schwarz und schaurig, aber hell schien der Mond in's Zimmer — sich von seinem Lager erheben — schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust, nach einem Säcklein greifen und seine Ruhestätte mit einem unheimlichen Pulver bestreuen, worauf er sich wieder zur Ruhe begab und weiterschlief. . . .

Für das Verbrennen der Juden, wie es der gute Schneider anempfiehlt, ist Deckert nicht so ganz unbedingt. Worüber soll er denn nächstes Jahr predigen, wenn die Juden bis dahin alle verbrannt worden sind? Er glaubt auch nicht, daß sie zu „ertaufen“ sind. Man kann die Judenfrage also warm oder kalt behandeln, mit Wasser oder mit Feuer, je nachdem — Wasser nützt aber wenig, Feuer ist meiner Ansicht nach die gründlichere Kur.

Die Gelehrsamkeit dieses prächtigen Priesters ist bewunderswürdig. Er hat Bücher gelesen, die gar nicht erschienen sind, und zitiert sie mit einer Geläufigkeit, die Staunen erregt. Seine hebräischen Kenntnisse sind ganz außerordentliche. „Die Juden lassen sich am Samstag vom Schabbes-Schicksel bedienen. Und wißt Ihr, Andächtige in Christo, was Schicksel ist? Scheusal ist es! Das ist der Dank, den sich christliche Dienstboten gefallen lassen müssen . . .“ Die Uebersetzung Schicksel in „Scheusal“ soll, wie mir ein alter Hausierer sagte, etwas frei sein. Auch soll es, wie mir mein Gewährmann schmunzelnd versicherte, „Schicksel“ geben, die ganz und gar keine Scheusale wären. Im Gegenteil! — Leider reicht mein Papier und vielleicht auch Deine Geduld, o Pumpo, nicht dazu aus, auf daß ich Dir von allen An- und Aufregungen berichten könnte, welche mir in der Weinhauser Pfarrkirche zuteil wurden. Von tiefster Entrüstung über dieses Treiben erfüllt, verließ ich das Gotteshaus. —

Unser großer Lueger ist also glücklich eines kräftigen Vize-Bürgermeisters genesen. Die Judenliberalen haben endlich abgewirtschaftet — jetzt langen wir in die Schüssel. Vielleicht ist für mich auch so ein saftiges Pöstlein im Rathaus zu ergattern, wo man gar nichts zu thun hat gegen anständige Besoldung.

Ja, jetzt pfeift der Wind aus einer ganz anderen Gegend, Paß' mal auf, Pumpo! Vor allem wird eine Talmudübersetzung angefertigt von Rohling, Deckert, Meyer & Co. Dann bekommt der in Stempelsachen erfahrene Schneider den Auftrag, neue Stadtsiegel anzufertigen: Ein geschächtetes Christenkind im blutroten Feld. In diesem Stempel werden wir siegen! Die Beamten bekommen dann ihren zwölfmonatlichen Urlaub bewilligt, Amtsstunden von 10—11 vormittags mit einstündiger Gabelfrühstückpause. Den bedauernswerten Hausherren wird die Hauszinssteuer nachgesehen, die Grundsteuer geschenkt und der Zinskreuzer erlassen, außerdem hat jeder Anspruch auf eine Pfründe. Die Volksschullehrer werden zu Hofräten ernannt, bekommen doppeltes Gehalt, freie Ringstraßenwohnung und jeder täglich eine Anweisung für ein Sondergemach beim Sacher, wo er mit Lueger-Beuschel verköstigt wird. Eine kleine Ballerine wird ihm zur Erheiterung beim Mahle auf Stadtunkosten beigestellt. Die Tramway-Ueberfüllung ist gründlich aus der Welt geschafft — weil ohnehin alles in Unnummerierten oder Fiakern fahren wird. Die Juden aber werden angehalten, Pfarrer Deckert's Reden anzuhören. Das überleben sie nicht, und somit erscheint auch die Judenfrage zur allgemeinen Befriedigung gelöst. Ueberhaupt wird sich alles in Wohlgefallen auflösen — am Ende gar auch der Gemeinderat — —

Servus, Pumpo!

Unter Deutschem Gruß Teutobold.

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

*In dem Militär- und Sanitäts-Verein „Deutsches Vaterland“ in **Berlin** hielt jüngst vor zahlreicher Versammlung Herr Dr. med. Moses einen Vortrag über den Anteil der Juden an den Befreiungskriegen. Redner ging zunächst auf den von antisemitischer Seite den Juden gemachten Vorwurf der Vaterlandslosigkeit ein, beleuchtete die Haltlosigkeit desselben, die um so mehr hervortritt, als die Juden zu Anfang dieses Jahrhunderts von jeglichem Militairdienst ausgeschlossen waren. Erst durch das Edikt vom März 1812 wurden sie in den Staatsorganismus eingereiht und der Verfassung nach ihrer bisherigen Ausnahmestelle entrückt. Und als nun im Jahre 1813 der preußische König sein Volk gegen den korsischen Bedrücker unter die Fahnen rief, da regte es sich auch unter den Juden. Der Geist der Maccabäer, der lange Jahrhunderte hindurch notgedrungen geschlummert hatte, erwachte von neuem. In Haufen eilten jüdische Jünglinge als Freiwillige zum preuß. Kriegsheere, jüdische Aerzte und Wundärzte waren bei der Behandlung der Verwundeten thätig, jüdische Frauen und Mädchen scheuten weder Anstrengung noch Rücksicht, um Hilfe und Trost zu bringen und merkwürdig — in dieser Zeit der Not fragte man nicht nach Glauben und Abstammung. Die jüdischen Soldaten zogen ins Feld, gemeinschaftlich mit ihren christlichen Mitbürgern erduldeten sie dieselben Strapazen, schlugen dieselben Schlachten, bluteten für dasselbe Ziel und dasselbe Vaterland und kehrten in ihre Heimat zurück mit denselben Ehren, demselben Ruhm und denselben Kriegsthaten, wie ihre christlichen Kameraden. Die volle amtliche Anerkennung und die diesbezügliche Denkschrift kommt nach einer ausführlichen Darstellung über das lobenswerte Verhalten der Juden im Kriege zu folgendem Schlußresultat:

„Faßt man den Inhalt dieser Ermittelungen zusammen, so darf man als erfahrungsmäßiges Resultat annehmen, daß die Juden des preuß. Heeres von den Soldaten der christlichen Bevölkerung im allgemeinen nicht erkennbar unterschieden sind, daß sie im Kriege gleich den übrigen Preußen sich bewährt, im Frieden den übrigen Truppen nicht nachgestanden haben, insbesondere die jüdischen Religionsverhältnisse nirgends als ein Hindernis beim Kriegsdienst hervorgetreten sind.“

Genau läßt sich die Zahl der Juden, die am Befreiungskriege teilnahmen und den Heldentod starben, nicht feststellen, die feststehenden Ziffern aber und die Urkunden, die in ziemlich zahlreicher Menge in den einzelnen Synagogen-Gemeinden amtlich beglaubigt sind, ergeben, daß in den Jahren 1813—15 500 Juden, also etwa $5 \frac{1}{2}$% der im wehrfähigen Alter sich befindlichen Juden als Freiwillige in Befreungskriegen mitgekämpft haben. Diese Zahlenverhältnisse stimmen auch ungefähr mit den Ermittelungen des Preuß. Kriegsministeriums überein. Unter diesen 500 befinden sich eine ganze Anzahl, die mit dem eisernen Kreuz (z. B. von Berlinern allein 6 jüd. Offiziere) dekoriert, eine fernere Anzahl (v. Berlin 3) zu Offizieren befördert worden sind. Der eine von ihnen war der als Lehrer an der Kriegsschule thätige Major Burg. Als Beläge wurden dann vom Vortragenden verschiedene amtliche Dokumente von mehreren jüdischen Gemeinden (Inowrazlaw, Brandenburg, Magdeburg 2c.) vorgelesen, aus denen die Opferwilligkeit der Juden für das Vaterland um so mehr hervorgeht, als sie sogar die Ausrüstung und Besoldung der Freiwilligen übernommen hatten. Das den Juden von amtlicher Seite

so vielfach gezollte Lob mußte selbstverständlich zu einer erhöhten Begeisterung anspornen, und so sehen wir denn auch, daß ca. 4000 Juden in den Feldzügen 1864, 1866, 1870/71 genau mit derselben Hingebung wie ihre christlichen Mitbürger für das Vaterland gekämpft und geblutet haben. Redner schloß mit den Worten, daß der Jude, auch wenn ihm von gegnerischer Seite noch so sehr der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit gemacht werde, dennoch nicht voll Erbitterung abseits stehe, sondern stets eingedenk der Worte sei:

„An's Vaterland an's teure schließ dich an, das halte fest
mit deinem ganzen Herzen."

In überaus großem Maße gespendeter Beifall dankte dem Redner. In der sich daran anknüpfenden Debatte wurde unter allseitiger Zustimmung auf Anregung des Vortragenden beschlossen, so weit es jeder vermag, Material über das hochinteressante Kapitel aus der preußischen Geschichte in den Heimatsorten zu sammeln und dasselbe dem Dr. med. Moses, Greifswalderstr. 217, behufs gründlicher Bearbeitung zu übermitteln.

y.

* **Von neuem Deckert.** Pfarrer Deckert macht wieder von sich reden. In der Kirche in Weinhaus hielt derselbe in der vorigen Woche eine Reihe von Predigten, in denen er sich ausschließlich mit den Juden beschäftigte und abermals die Schauermär vom Blutopfer und Ritualmord zur Sprache brachte. Bekanntlich ist Pfarrer Deckert wegen des Versuches, diesen wahnwitzigen Aberglauben zu verbreiten, im Vereine mit dem litterarischen Betrüger Paulus Meyer vom Gerichte verurteilt worden. Er hat ferner schon im vorigen Jahre in der Weinhauser Pfarrkirche Predigten gehalten, welche die Bevölkerung in eine feindselige Stimmung gegen die Juden versetzten. Damals hatte Minister-Präsident Fürst Windischgrätz bei der Beantwortung einer Interpellation erklärt, es sei lebhaft zu bedauern, wenn Seelsorger bei gottesdienstlichen Handlungen Töne leidenschaftlicher Unduldsamkeit anschlagen, welche geeignet sind, eine in weiteren Kreisen bereits herrschende Beunruhigung noch zu steigern. Auch das Wiener erzbischöfliche Ordinariat fand sich veranlaßt, den Pfarrer Deckert anzuweisen, künftig bei seinen Predigten der Heiligkeit seines Amtes und des Ortes stets eingedenk zu sein. Trotzdem ließ sich der leidenschaftliche Mann, der auch auf der Kanzel als Parteimann und Agitator auftritt, nicht abhalten, in seinen Predigten diesmal wieder dem wilden Geiste des Antisemitismus neue Nahrung zu geben. Er schilderte angeblich die „wahren Israeliten", um schon durch dieses Schlagwort seine Zuhörer in dem Glauben an seine Beschuldigungen und Verdächtigungen zu bestärken. Anfänglich war er wohl etwas zurückhaltend und vorsichtig, doch machte er die Juden bereits verächtlich und lächerlich, bald aber ließ er der Gehässigkeit die Zügel schießen. Ja, er suchte das Märchen vom jüdischen Ritualmord noch durch neue Zuthaten glaubhafter zu machen. So suchte er seinen Zuhörern vorzuspiegeln, daß die Juden ein „getrocknetes Blutpulver" brauchen, um es rituell zu verwenden; daß Tropfen davon in die Osterbrote gegeben werden, daß bei den Eheschließungen ein Ei zerbrochen und in jede Hälfte Christenblut gegeben werde und daß endlich die Füße der Leichen damit benetzt werden. „Ich will ja nicht glauben", fügte Pfarrer Deckert bei, „daß die Reformjuden Christenkinder schlachten, aber daß es jüdische Sekten giebt, die das thun und die das Christenblut brauchen, davon bin ich vollkommen überzeugt." Und um diese Behauptung zu rechtfertigen, berief sich Pfarrer Deckert auf das angebliche Buch eines Rabbiners Moldowan über das Blutopfer der Juden, das aber merkwürdigerweise — verschwunden sei, da die Juden alle Bücher verschwinden lassen, in denen etwas gegen sie stehe. Aber damit noch nicht genug! Pfarrer Deckert erklärte, zu wissen, es gebe einen weitverbreiteten Verein von jüdischen Hostienschändern, die um jeden Preis Hostien zu erlangen suchen; der Sitz dieses Vereins sei — Paris, und Pfarrer Deckert will sogar den Namen des Ober-Präsidenten dieses Vereins kennen. Auf diese merkwürdige Art von Seelsorge hatte eine Interpellation der Abg. Dr. Exner und Gen. an den Minister des Innern Bezug, und eine Folge derselben dürfte die vor einigen Tagen bekannt gewordene Mitteilung sein, daß gegen Pfarrer Deckert die Untersuchung eingeleitet sei. — So, jetzt wird der ehrwürdige Herr seine Kenntnisse über ein Buch, das angeblich verschwunden, und einen Rabbiner, der nie existiert, auspacken müssen, und zwar nicht mehr in der Kirche zu Weinhaus.

— Gegen Pfarrer Deckert hat sich der österreichische Ministerpräsident Fürst Windischgrätz in energischer Weise ausgesprochen. Seine Worte enthielten zugleich die schärfste Kritik des antisemitischen Treibens überhaupt. Der Ministerpräsident teilte in Beantwortung einer Interpellation des Abgeordneten Exner, betreffend die Reden des Pfarrers Deckert, mit, daß die Staatsanwaltschaft in Wien am 13. Mai, also vor der Interpellation, die von der Polizeidirektion eingelangten drei Anzeigen unverzüglich an den Untersuchungsrichter geleitet haben mit dem Antrage, Vorerhebungen wegen des Vorgehens der Aufreizung zu Feindseligkeiten gegen Nationalitäten und Religionsgenossenschaften zu veranstalten, sowie daß diese Vorerhebungen thatsächlich eingeleitet worden sind. Ob der Thatbestand einer strafbaren Handlung vorliege, sei heute endgiltig zu beantworten nicht möglich, da nur das Gericht berufen sei, dies auszusprechen. Unter allen Umständen müsse die Regierung es schwer bedauern und entschieden mißbilligen, wenn von geweihter Stelle Worte fallen, welche geeignet sind, den Frieden zu stören, oder wenn, von wem auch immer, aufreizende oder gehässige Angriffe gegen bestimmte, individuell bezeichnete Teile der Gesellschaft gerichtet werden. Das fürsterzbischöfliche Ordinariat, an welches er sich wandte, habe die Zusicherung gegeben, dahin wirken zu wollen, daß alles vermieden werden solle, was geeignet sei, den Frieden der Gesellschaft zu stören und zu Haß und Verachtung der verschiedenen Klassen aufzureizen.

— Bei der am Mittwoch vollzogenen Wahl des ersten Bürgermeisters von Wien war, wie vorauszusehen gewesen, Dr. Lueger mit den für diese Wahl erforderlichen 70 Stimmen gewählt worden. Nach Rücksprache mit seinen Parteigenossen lehnte Dr. L. die Wahl ab. In dem 2. Wahlgange wurden nur 65 Stimmen für L. abgegeben, so daß eine Wahl nicht zu stande kam und am 31. d. M. noch einmal vorgenommen werden muß. Man hat allgemein den Eindruck, daß die Antisemiten sich in ihrer Herrschaft nicht sicher fühlen. Sie wollen um jeden Preis die Auflösung des Gemeinderats und die Einsetzung eines Regierungskommissars herbeiführen.

— Der Justizausschuß des Abgeordnetenhauses in Budapest nahm einstimmig die Vereinbarung des Unterrichtsausschusses an, nach welchem er den vom Magnatenhause angenommenen Wortlaut des Gesetzentwurfes über die Rezeption der Juden beistimmt. Ebenso stimmt er der Verfügung des Magnaten-

hauses bezüglich des nicht aufgenommenen Paragraphen 2 des Gesetzentwurfes über die freie Religionsübung (Uebertritt zum Judentum) bei. Der Unterrichtsminister und der Justizminister äußerten sich zustimmend.

— In Czernowitz fand vor kurzem eine Versammlung des dortigen Lesevereines „Zukunft" statt, in welcher ein vom Ausschlusse gestellter Antrag zur Verhandlung kam, es sei der § 2 der Vereinsstatuten dahin abzuändern, daß an Stelle der bisherigen Bestimmung, betreffend die Aufrechterhaltung des nationalen Bewußtseins der Juden, eine solche wegen Förderung der Volksbildung treten soll. In einer mehrere Stunden währenden Diskussion wiesen zahlreiche Redner darauf hin, daß die nationale Idee, wie sie namentlich von der jüdischen Jugend gepflegt werde, keine Berechtigung habe, am allerwenigsten in Oesterreich. Der Jude dürfe in seinem wohlverstandenen Interesse sich von seinen Mitbürgern nicht separieren, sondern müsse mit ihnen Hand in Hand gehen; alle Bedingungen, die zum Bestande einer Nation gehören, das ist Sprache, Land ꝛc., fehlen den Juden, und deswegen könne von ihnen als einer Nation nicht gesprochen werden. Das Band, das die Juden mit einander verbinde, sei die Konfession und nicht die Nation. Schließlich wurde der Antrag des Ausschusses auf Aenderung der Statuten in dem oben bezeichneten Sinne mit 63 gegen 18 Stimmen angenommen.

* **Judendebatte in der französischen Kammer.** Die Antisemiten in der französischen Kammer haben einmal das Bedürfnis gefühlt, sich gründlich zu blamieren. Neulich interpellierte der Deputierte Denis über die Judenfrage und klagte darüber, daß zu viele Juden sich an der Spitze gewisser Verwaltungszweige befänden. Redner verlangte Erklärungen über die Absetzung des Generalschatzmeister Isaie Levaillant und behauptete, Algerien sei durch jüdische Wucherer zu Grunde gerichtet. Schließlich verbreitete er sich über die französische Finanzwelt. Der Royalist D'Hugues sprach im gleichen Sinne. Rouanet (Sozialist) der die antisemitische Agitation geißelte, forderte die Regierung auf, die Auffaugung der Kapitalien durch englische Gesellschaften zu verhindern. Der Justizminister Trarieux erwiderte, daß die Regierung hiergegen machtlos sei. Hierauf wurde entsprechend einem Antrage Naquet's die Vertagung auf Montag beschlossen.

Ueber diese zweite „Judendebatte" am Montag berichtet das Wolff'sche Telegraphen Bureau: In der Kammer der Deputierten wurde heute die Debatte über die Judenfrage wieder aufgenommen. Naquet sprach über die Frage vom philosophischen Gesichtspunkte aus, gab einen historischen Ueberblick über das Judentum und erklärte, wenn die jüdischen Bankhäuser geplündert würden, würde dasselbe Schicksal bald auch den übrigen Banken bevorstehen. Am Schlusse seiner Rede hob Naquet den Patriotismus der Juden und ihre Dankbarkeit für Frankreich, das ihnen die Freiheit gegeben habe, hervor und bezeichnete den Antisemitismus als eine antisoziale Doktrin. Der Minister des Innern Leygues erklärte, diese Debatte führe zu keinem Ergebnis; die Regierung könne nur erklären, daß sie dem Gesetze mit Unparteilichkeit Achtung verschaffen werde; die Republik sei kein Regime der Begünstigungen. Der Minister beantragte die einfache Tagesordnung, worauf die Diskussion geschlossen und die von dem Minister beantragte einfache Tagesordnung angenommen wurde.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Dem Vernehmen nach, sollen zum 1. Oktober zwei neue Religionsschulen von Gemeindewegen eingerichtet werden. Die Leitung derselben soll dem Rabbiner einer Privat-Gemeinde und einem Lehrer an der hiesigen jüdischen Lehrerbildungsanstalt, übertragen werden.

— Wir erhalten folgende Richtigstellung:

„In der Nummer 20 dieses Blattes habe ich des Gebetes für den Landesherrn, das in mehreren Berliner Gemeinde-Synagogen gesprochen wird, Erwähnung gethan. Wie mir mitgeteilt worden, hat man vielfach geglaubt, es bezöge sich die kritische Bemerkung auf das Gebet, das weiland Dr. Michael Sachs übersetzt beziehungsweise verfaßt hat. Das ist unzutreffend. Das Michael Sachs'sche Gebet für den Landesherrn ist, wie schon der Name des Autors verbürgt, in würdiger und schöner Sprache und in formaler Beziehung mit tadelloser Korrektheit abgefaßt. Dieses Sachs'sche Gebet für den Landesherrn wird auch in den Provinzen meines Wissens überall gesprochen. In einzelnen Synagogen der Berliner Gemeinde aber hat man ein Gebet für den Landesherrn eingeführt, das folgendermaßen beginnt:

„Herr der Welt, Vater aller Menschen! Du hast die Obrigkeit eingesetzt auf Erden, daß sie ein Schirm des Rechts und ein Schutz der Ordnung sei! Erhalte und segne unsern König Wilhelm II., den Kaiser des deutschen Reichs, daß unter seinem Szepter Wahrheit und Gerechtigkeit immer mehr erblühen."

Selbst wenn der „Kaiser des deutschen Reichs" es nicht verriete, man würde aus der Sprache erkennen, daß ein Ausländer dieses Gebet verfaßt hat. M. A. Klausner."

— In der nächsten Sitzung der „Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner", die Dienstag den 11. Juni im Vereinslokal Spandauerstr. 11/13 Abends $8^1/_2$ Uhr stattfindet, wird Herr Landesrabbiner Dr. Feilchenfeld aus Schwerin, einen Vortrag über: „Die Methode des religiösen Unterrichtes, besonders des biblischen Geschichtsunterrichts" halten. Alle diejenigen, die den Bestrebungen der Vereinigung sympathisch gegenüberstehen, sind herzlichst willkommen. k.

— Der Verein Gemilus Chaßodim hat zum Besten der Vereinskasse ein Sommerfest verbunden mit Ball entriert. Das Fest findet am 18. Juni in Puhlmanns Vaudeville-Theater, Schönhauser-Allee 148 unter Mitwirkung hervorragender Spezialitäten und Künstler des obigen Etablissements statt.

— Die Baruch Auerbach'schen Waisen-Erziehungsanstalten, welche, 1833 mit nur vier Zöglingen eröffnet, von unscheinbarem Beginn zu einer der segensreichsten Stiftungen Berlins gediehen sind, sollen demnächst aus ihrem auch für den gegenwärtigen Bestand von 76 Zöglingen nicht mehr genügenden Heim in der Oranienburger Straße verlegt und wesentlich erweitert werden. Der Wohlthäter-Ausschuß hat der Erwerbung eines das bisherige nahezu viermal an Größe übertreffenden Grundstücks zugestimmt, und es wird, sobald die Genehmigung seitens der Aufsichtsbehörde erfolgt sein wird, mit einem Neubau begonnen werden, der etwa 110 Waisen Raum bieten und allen hygienischen und pädagogischen Anforderungen entsprechen soll. Der Vorstand hofft den zu diesem Zwecke schon vor Jahren begründeten Baufonds durch Teilnahme der Freunde und Gönner der Anstalten so weit

erhöhen zu können, daß er im Verein mit den sonst verfügbaren Mitteln ausreicht.

— Man schreibt uns: In einem Wiener Blatte wird über das große Interesse, das unsre Glaubensgenossen den antisemitischen, und die Lauheit, die sie den Abwehrblättern entgegenbringen, geklagt. In Kafé's, die von Juden viel besucht werden, dürfen die schmutzigsten antisemitischen Blätter nicht fehlen, währnd sich keiner dieser Gäste bemüßigt fühlt, die Anschaffung eines pronociert judenfreundlichen Blattes zu fordern. Mancher Kafétier würde beispielsweise das „Deutsche Volksblatt", das an Niedrigkeit der Gesinnung, Verleumdungssucht und anderen edlen Eigenschaften der „Staatsbürgerzeitung" fast gleichkommt, gern abbestellen, erklärt aber dies aus Rücksicht auf seine jüdischen Gäste nicht wagen zu dürfen. — Hier in Berlin liegen die Verhältnisse nicht um ein Jota besser. Auch hier dürfen in keinem Kafé, das viel von Juden besucht wird, antisemitische Blätter schwachen und starken Kalibers nicht fehlen, während die einschlägigen Abwehrorgane dort nur vereinzelt anzutreffen sind. Ja in einem Falle sind wir den Wienern sogar über. Ein Erlebnis, das man ergötzlich nennen könnte, wenn's nicht gar so traurig wär, möge diese Behauptung kommentieren. In einer Konditorei im Norden der Stadt verschwand die einzige dort ausliegende jüdische Zeitschrift plötzlich von der Bildfläche — auf Verlangen der jüdischen Stammgäste. Auf meine Intervention antworteten diese — ipsissima verba —: „Das Blatt macht uns hier — Rischuß." Die „Staatsbürger Zeitung" aber wird, neben der „Volksrundschau" und neuerdings auch dem „Volksrecht" in der nämlichen Konditorei in zwei Exemplaren bezogen — gleichfalls auf Verlangen der jüdischen Stammgäste. c.

.* r **Konferenz.** Nachdem der „Verein der Rabbiner und jüdischen Lehrer in Rheinland und Westfalen" diese beiden Provinzen behufs öfterer Zusammenkünfte in mehrere Bezirke geteilt hatte, fand am 12. d. Mts. in Brühl die konstituierende Konferenz des Kölner Bezirkes statt. Als Bezirksvorsteher und Schriftführer wurden die Herrn Löb und Kupfer gewählt. Die Statuten für den Bezirk werden von dem geschäftsführenden Ausschuß des Vereins unter Hinzuziehung des Bezirksvorstehers beraten. Der Kommission zur Abfassung der Statuten wird auf Antrag des Herrn Schwarzschild zur Aufnahme in die Statuten vorgeschlagen: „Bei jeder Konferenz soll womöglich eine Lehrprobe gehalten werden." Auch sollen öfters Vorträge gehalten werden, um das noch so brach liegende an methodischen Hilfswerken so arme Gebiet des jüdischen Religionsunterrichts erschließen zu helfen. Die nächste Bezirkskonferenz findet am 23. ev. am 13. Juni in Beuel statt. Näheres darüber wird s. Z. den Bezirksmitgliedern bekannt gegeben werden. Vom Anfang bis zum Schlusse bot die Konferenz ein überaus erfreuliches Bild des inneren Lebens in unserem so rasch emporgeblühten Verein. Die lebhafte Beteiligung an den geführten Debatten brachte wiederum das rege Interesse an den Vereinsbestrebungen zum Ausdruck und war ganz dazu angethan, das Zusammenhalten und Zusammenwirken zu befestigen. Ein äußerer Beweis der begeisterten Teilnahme an den Vereinszielen lag in der verhältnismäßig großen Zahl der Konferenzbesucher, da wir nur wenige Mitglieder vermißten, die entweder dienstlich oder durch Krankheit fern gehalten waren. Der als Gast anwesende Herr Lehrer und stud. phil. Heilberg aus Beuel fühlte sich veranlaßt, dem Verein beizutreten. Möchten diejenigen Lehrer Rheinlands und Westfalens, die sich noch abseits halten, in der stetig anwachsenden Mitgliederzahl unseres Vereins die Aufforderung erblicken, unserem Vereine beinzutreten und uns ihren Beistand leihen in unserer ernsten, mühevollen, jetzt schon mit sichtbarem Erfolg gekrönten Arbeit für die geistige und materielle Hebung des jüdischen Lehrerstandes. Der Schriftführer.

* z Für die **Konferenz** der jüd. Religionslehrer **Ostpreußens** am 4. Juni ist folgende reiche Tagesordnung in Aussicht genommen: 1. Bericht über die Schulinspektion des Verbandes (von Rabbiner Dr. Bamberger-Königsberg). 2. Vortrag: Die Verwendung der midraschischen Erzählungen im biblischen Geschichtsunterricht (von Rabbiner Dr. Pick-Königsberg). 3. Vortrag: Der Unterricht in der biblischen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Anforderungen, die an ein biblisches Geschichtsbuch zu stellen sind (von Pred. Gallandt-Lötzen). 4. Referat: Wie verhält sich der jüdische Lehrer den Angriffen der antisemitischen Agitation gegenüber? (von Sekr. Klein-Königsberg). 5. Referat über die mit der Konferenz verbundene Lehrmittelausstellung (von Waisenhaus-Insp. Peritz-Königsberg). 6. Bericht über die Hilfskasse des Verbandes (von Sekr. Klein-Königsberg). 7. Antrag des D.-I.-G.-B. auf Anschluß der ostpr. Lehrerschaft an den projektierten D.-I.-L.-B. und eventl. Gründung eines freien Vereins ostpr. Religionslehrer (von Inspek. Peritz-Königsberg). 8. Vortrag: Welche Vorbildung verlangt das Amt des jüdischen Kultusbeamten (von Kantor Bähr-Tilsit). 9. Vortrag: Ueber die Weiterbildung des Kultusbeamten als Prediger (von Rabbiner Dr. Rülf-Memel.) 10. Anträge aus der Versammlung. 11. Lehrprobe über den 19. Psalm für die Oberstufe (von Rabbiner Dr. Ehrlich-Tilsit). Nach der Konferenz: Besuch der Gewerbeausstellung und gemütliches Beisammensein. — Die Versammlung findet im Artushof (Gr. Domplatz 3) statt.

*t **Ueber die Besetzung der öffentlichen israel. Schulstellen im Reg.-Bez. Cassel.** Man schreibt uns: Die israel. Vorsteherämter, deren es 4 in unserem Bezirk giebt, haben ein Mitaufsichtsrecht über die jüdischen Schulen und steht ihnen auch bei Besetzung von erledigten Schulstellen das Vorschlagsrecht zu, während den Gemeinden ein sogenanntes Wunschrecht eingeräumt wird. In den meisten Fällen jedoch läßt man den Gemeinden bei Besetzung der Stellen zu viel Willkür, was weder im Interesse der Schule noch der Lehrer liegt, da es den Gemeinden hauptsächlich darum zu thun ist, einen tüchtigen Vorsänger zu erhalten, und gar oft einen jüngern Mann einem ältern erfahrenen Lehrer vorziehen. Wie nun die Gemeinden, wenn sie nach Belieben schalten und walten können, verfahren, dazu nachstehende Beispiele. Da ist in einer kleinen Gemeinde eine Stelle in Erledigung gekommen, um welche sich verhältnismäßig ziemlich viel Bewerber eingefunden haben. Die Gemeinde beruft einen jungen Mann zu einem Probegottesdienst, der Kollege gefällt. Da jedoch zwei Frauen (jedenfalls solche, die sich keiner allzugroßen Beliebtheit erfreuen) sich äußern: „Dieser muß unser Lehrer werden", wird auf allgemeines Verlangen noch ein Kollege zu einem Probegottesdienst berufen, welcher sich seines gediegenen deutschen Vortrages wegen die Sympathie der Gemeinde erwirbt. Man sollte glauben, das Spiel hätte jetzt ein Ende, aber weit gefehlt. Noch ein dritter wird berufen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man vernommen, derselbe sei Schochet und momentan eine derartige Persönlichkeit in der Gemeinde fehlt. — Bei Besetzung einer andern Stelle bildeten sich in einer Gemeinde zwei Parteien, die eine Partei

wünschte einen verheirateten, die andere, wozu die Familien gehörten, welche heiratsfähige Töchter haben, einen unverheirateten Lehrer und somit kann auch die Damenwelt bei der Besetzung eine Hauptrolle spielen. — Was nun die Besoldungsverhältnisse anbelangt, so zahlen die Gemeinden für die Leistungen der Vorsänger gar nichts und auch zu der Besoldung als Lehrer tragen sie nur den kleineren Teil bei. Möchten doch die Vorsteherämter recht bald Mittel und Wege finden, dem Unwesen bei der Besetzung von Lehrerstellen ein Ende zu machen.

* **Französische Bibelübersetzung.** Der Großrabbiner Frankreichs, Zadoc-Kahn, hat den ihm unterstellten Rabbinern den Plan einer Uebersetzung der hebräischen Bibel mitgeteilt und sie aufgefordert, an derselben mitzuwirken. „Es ist in religiöser und sittlicher Hinsicht von der höchsten Wichtigkeit, daß wir unseren Gläubigen eine französische Bibel in die Hand geben, welche durch ihren niedrigen Preis auch den Aermsten zugänglich, dabei in klarer, einfacher, schöner Sprache abgefaßt sei. Eine solche Bibel kann nur das gemeinsame Werk der französischen Rabbiner sein“, schreibt er. Das Unternehmen ist insofern wichtig, als es der fortschreitenden Französierung der Juden in Frankreich entspricht. Neun Zehntel der französischen Juden sind aus Deutschland und anderen östlichen Ländern eingewandert, wo sie sich an die deutsche Sprache gewöhnt hatten. Diese behielten sie bei, oft treuer als die christlichen Deutschen, die sich eher mit den Franzosen vermischen. Außer hebräischen Bibeln und Gebetbüchern, gebrauchen die französischen Juden nur deutsche, selten französische, das natürlich zur Erhaltung der deutschen Sprache beiträgt. Das Rundschreiben des Großrabbiners erinnert, daß der Rabbiner Cahn, Gründer des „Archives israelites“, eine vollständige Bibelübersetzung herausgegeben hat. Aber diese ist mit einer Unmasse Bemerkungen und Erklärungen versehen, umfaßt deshalb zwölf Bände und kostet über hundert Franken.

Hier und dort.

— An den höheren Schulen Preußens giebt es 52 jüdische Oberlehrer. Die meisten, 21 in Frankfurt a. M. (an den jüdischen Realschulen) und 18 in Berlin (fast ausschließlich an städtischen Gymnasien).

— Personalien. Geheimrat Dr. Kristeller, Vorsitzender des D. J. G. B., feierte am 26. d. M. seinen 75. Geburtstag. — Am 15. d. M. feierte Herr Oberkantor Traub in Wiesbaden das 25jährige Amtsjubiläum. — Herr Lehrer Wahrenberg ist von Schwegenheim nach Güsten versetzt; sein Vorgänger, Herr Dückstein amtiert jetzt in Schönfließ.

— Herr Lehrer A. Weiler in Nördlingen beging am 28. d. Mts. sein 25jähriges Dienstjubiläum. Durch seine amtliche Tüchtigkeit sowohl als Lehrer wie als Kantor hat Herr Weiler es verstanden, die Liebe und Hochachtung seiner Kultusgemeinde sich zu erwerben, wie anderseits derselbe sich auch durch sein ernstfreundliches und friedliebendes Wesen die Zuneigung und Achtung aller Mitbürger ohne Unterschied der Konfession zu erringen verstand. Nicht unerwähnt wollen wir es heute lassen, daß Herr Weiler zu Ehren des 70. Geburtstages des Prinzregenten von Bayern den 21. Psalm komponierte, welcher huldvollst entgegengenommen wurde. t.

— Die israelitische Kinderheilstätte in Bad Nauheim, die jetzt das vierte Jahr ihres Bestehens beginnt, hat ihre Saison mit der ersten Gruppe von 10 Knaben eröffnet. Wie wir hören, soll noch in diesem Jahre mit dem Bau eines eigenen Hospitals begonnen werden.

— In der Kammer der Abgeordneten in Württemberg wurde der Beitrag der Staatskasse zur israelitischen Zentralkirchenkasse mit 32400 Mk. ohne Debatte genehmigt.

— Wilhelm Ritter von Gutmann in Wien ist am 17. d. M. gestorben. Der Verstorbene vereinigte großen Reichtum mit einem großen Herzen, das warm schlug für das Leid aller und für das Wohl seiner Glaubensgenossen. Er entstammt einer armen jüdischen Familie in Leipnik und gehörte ursprünglich dem Lehrerstande an. Dem Kaufmannstande sich zuwendend, ward er in seinen Unternehmungen von stetem Glück geleitet, sodaß er, wie manch anderer Großindustrielle in Oesterreich „geadelt“ wurde. Er starb als Chef einer in ganz Europa angesehenen Großfirma, betrauert von weiten Kreisen, nicht in letzter Reihe von der israelitischen Gemeinde in Wien, deren erster Vorsteher er mehrere Jahre war. In der Trauerrede wurde er mit Recht als einen „Fürst und Großen in Israel“ gepriesen.

— Der „Wunderrabbi“ Hager in der ungarischen Gemeinde Borsa und dessen Schwager Chodorodow in dem benachbarten Petrowa hatten sich daselbst auf Grund der Angabe niedergelassen, daß sie als „Daskal“ (Lehrer) thätig sein wollen, da sie sonst laut einer bestehenden Verordnung des Ministeriums des Innern keine Bewilligung zur Ansässigmachung erhalten hätten. Da die beiden Genannten aber ihre Thätigkeit als Wunderrabbis fortsetzen und die Leute oft scharenweise zu ihnen pilgern, haben sich die Vorstehungen der beiden Gemeinden an den Obergespan des Mararmaroser Komitats Lonvay gewendet, und um die Ausweisung derselben gebeten.

— Die Alliance israélite universelle hat in unmittelbarer Nähe von Tunis ein Grundstück erworben, um eine Ackerbauschule nach dem Vorbilde der in Jaffa bestehenden zu errichten. Die Kosten belaufen sich auf ca. 400000 Francs, aber diese große Aufwendung verspricht auch großen Nutzen für die 60000 Juden von Tunis, welche ein solches Institut sicher sehr stark in Anspruch nehmen werden.

— Einer Deputation der in Rußland lebenden Quäker gegenüber soll der Zar sich geäußert haben: „Die religiöse Toleranz ist eine der kostbarsten Errungenschaften, welche der menschliche Geist errungen hat. In meinem Reiche bildet die Gewissensfreiheit seit jeher das Leitmotiv der Regierungspolitik gegenüber Andersgläubigen.“ — Man gestatte uns, hier ein großes Fragezeichen zu markieren.

— Auf der Balkanhalbinsel schießen jetzt die Rabbiner-Seminare wie die Pilze empor. Bulgarien erhält sein Rabbiner-Seminar in Sofia, die Türkei besitzt ein solches schon in Adrianopel und nun soll sie noch ein solches in Salonichi erhalten. Auf der genannten Halbinsel leben, selbst wenn man Konstantinopel dazu rechnet, kaum 300000 Israeliten, und für diese sind drei Rabbiner-Seminare ein überflüssiger Luxus. Da es nun in Salonichi mehrere Bothe-Midraschim (Lehrhäuser) und Jeschiboth giebt, so werden wahrscheinlich mehrere derselben aufgehoben werden, um dem neuzugründenden Seminar Platz zu machen. Wie es heißt, begünstige die türkische Regierung die Gründung von Rabbiner-Seminaren, damit auch die türkischen Rabbiner mit dem Zeitgeiste vertraut gemacht werden sollen.

— Der katholische Priester Pater Ignatius in Nottingham besuchte kürzlich die hebräischen Klassen der dortigen Religionsschule. Bevor er dieselbe verließ, hielt er eine Ansprache an die Schüler, in welcher er dieselben ermahnte, sich mit berechtigtem Stolze Juden und Jüdinnen zu nennen, denn sie seien Kinder besonderer Liebe Gottes. Den Juden habe der Allmächtige die große Aufgabe zugeteilt: Wahrheit und Aufklärung unter allen anderen Nationen der Erde zu verbreiten. Er selbst behandle deshalb die Juden mit großer Achtung, und als er ein Knabe war, unterließ er es nie, wenn er an einem alten Juden vorüberging, den Hut zu ziehen. Er empfahl den Kindern, auch Palästina's, der Stätte ihrer großen geschichtlichen Vergangenheit, nicht zu vergessen und sprach die Hoffnung aus, daß sie alle, einmal groß geworden, brave Juden und Jüdinnen sein würden.

— Im Dorfe Wartaschen (Kaukasus) leben seit Alters jüdische Bauern, welche den parsisch-tatarischen Dialekt sprechen und vor anderthalbhundert Jahren aus Persien übergesiedelt sind. Ihre am Ende des Dorfes gelegene Ansiedlung ist allmählich auf 350 Häuser angewachsen, sie haben aber keine eigenen Felder, sondern mieten das Land von den Einwohnern Wartaschens und bauen ausschließlich Tabak. Im Jahre 1889 betrug ihre Ernte gegen 10000 Pud Tabak; in den Jahren 1890 und 1891 bauten sie bis 30000 Pud Tabak, dessen Preis zwischen 2 und 3 Rbl. 50 Kop. schwankte.

Brief- und Fragekasten.

4. Antwort. Der erste Teil dieser Frage ist in meinem Aufsatz „über das Waisenkaddischgebet“ beantwortet: die Heiligung des Ewigen in der Gemeinde, — das ist der Zweck des Kaddisch: er muß

die Gesamtheit erfassen und ihre Mitwirkung aufweisen. 2. Im Kaddisch-Jathom fehlt das Tithkabbel, weil sich letzteres mit der Allgemeinheit der Gesamtandacht befaßt und in seinen Ausführungen auch nicht ein Spezialmoment aufweist, das Beziehungen hätte zum יתום. Außerdem ward bei Annahme der Verhängnisse Gottes als Strafe für unsere Sünden z. B. am Tisch'a be Abh bei allen Kaddeschim Tithkabbel weggelassen, so erklärt es sich auch bei den Beziehungen zur Trauer um Hingeschiedene. 3. Osse Schalom etc. ist biblisch, und zwar aus Hiob 25,2, Jes. 27 und Psalm 178 zusammengesetzt, lebte also im Munde des ganzen Volkes auch nach Verfall der hebr. Sprache im Volke. So sind einige Kaddischteile in Aramäischen abgefaßt, (Jithgaddal wejitkaddasch, Jithbarach bis wejithallal) das Wechajjim alenu ist dagegen rein hebräisch.

Dr. Leimdörfer-Hamburg.

5. Antwort. Zur Frage in Nr. 20. Ihres gesch. Blattes gestatte ich mir den Fragesteller auf die Mekore Minhagim von Löwinsohn Siman 42 hinzuweisen, wo sich sowohl ein Remes hierfür findet (מנחה חדשה לד׳ בשבעותיכם, ר״ת מחלב) und Bezug genommen wird auf R. M. Isserles (זכר שתי הלחם) auf Chok Jaakob, wo gesagt wird, daß man am Schabuoth Honig- und Milchspeisen, zu genießen pflegt „mipne schehathora nimscheles lid'wasch wechalabh schneemar: d'wasch wechalabh tachath leschoncha". Die Mekore Minhagim verweisen daselbst auf Olaloth Ephraim II. 20, 141.

S. Weinstein-Kattowitz.

(Dieselbe Antwort giebt auch Herr Lehrer Seelig-Grevenbroich. Red.)

Geschäftliche Mitteilungen.

* Mit einiger Verspätung wird uns aus **Kolberg** geschrieben: Vor kurzem fand das alljährl. Abendessen der Chewra Kadischa, welches Herr Zadikow zum ersten Male ausgerichtet hat, statt. Referent hatte Gelegenheit, das Menu wie das ganze Arrangement zu würdigen. Herr Zadikow bot uns an Speis' und Trank das Beste und Schmackhafteste. Wir können daher allen Freunden eines feinern, der Neuzeit entsprechenden Hotels, welches in der schönsten Gegend der Kolbergermünde (Nikolaikirchplatz 3) liegt, angelegentlichst empfehlen, zumal die Führung der Küche eine streng orthodoxe ist. Das massive, stattlich gebaute Haus hat 25 Zimmer und Salons, welche zu zivilen Preisen abgegeben werden. Ganz besonders weisen wir auf den neuerbauten Speisesaal und die Veranda hin, von welcher aus man jeden Tag seine Morgenmusik beim Kaffee anhören kann, da dieselbe vis-à-vis dem Frühkonzertplatze in reizenden Parkanlagen liegt.

Wochen-	Mai 1895.	Sivan 5655.	Kalender.
Freitag	31	8	(Sabb.-Anf. 8,28)
Sonnabend	1	9	נשא (S. Ausg. 9,13).
Sonntag	2	10	
Montag	3	11	
Dienstag	4	12	
Mittwoch	5	13	
Donnerstag	6	14	
Freitag	7	15	

Vereinstafel.

Name des Vereins.	Vorsitzender.	Schriftführer.	Rendant.	Controlleur.	Vereinsarzt.	Syndicus.
Humanitäts-Verein für Gewerbetreibende.	A. Büchel, Hackescher Markt 2.	B. Königsberger, Potsdamerstr. 13.	H. Löwy, Dorotheenstraße 92.	A. Sommerfeld Gertraudtenstraße 18/19.	Dr. Rosenthal, Alte Schönhauserstr. 53.	
Humanitätsverein Gewul tauw.	G. Michaelis, Invalidenstraße 145.	L. Rieß, Stralauerstraße 33.	E. Dewitz, Wallnertheaterstr. 20.		Dr. Löwenstein, Kl. Frankfurterstr. 5. 8–9. 4–5. Dr. Canter, Wilhelmstr. 12 8–9½. 4½–6.	Rechtsanwalt Cohn, Spandauerstr. 36/37 4–5. Rechtsanwalt Lehmann, Andreasstr. 32. 3½–6½.
Wohlthätigkeitsverein Gemilus Chattodim:	H. Rosenthal, Landsbergerstraße 76. 8–9.	J. Rehfeld, Dragonerstr. 7.	J. Baschwitz, Friedrichstraße 123.	Rechtsanwalt Goldschmidt, Rosenthalerstraße 19.	Dr. Margoniner, Lothringerstr. 50. 8–9. 4–5.	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 31. Mai cr. in allen Synagogen Abends 7½ Uhr.

Sonnabend, den 1. Juni in der alten Synagoge morgens 8½ Uhr, in den übrigen Syng. morgens 9 Uhr.

Abendgottesdienst 9 Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synag. morg. 6½ u. abends 6½ Uhr.

Vakanzenliste.

[**Abkürzungen:** **Aa.** = Amts-Antritt; — **Ag.** = Anfangsgehalt; — **Ak.** = Akademisch gebildet; — **C.** = Cantor; — **El.** = Elementarlehrer; — **F.** = Fixum; — **fr.** = frei; — **Hz.** = Heizung; — **Hh.** = Hattor. hor.; — **K.** = Kore; — **L.** = Lehrer; — **M.** = Mohel; — **Mg.** = Musikalisch gebildet; — **Mld.** = Meldung; — **N.** = Nebeneinkommen; — **Pr.** = Prediger; — **Ra.** = Reichsangehörige; **Rb.** = Rabbiner; — **Rk.** = Reisekosten; — **Rl.** = Religionslehrer; — **Sch.** = Schochet; — **Sd.** = Synagogendiener; — **Sg.** = Seminaristisch gebildet; — **Sk.** = Sekretair; — **T.** = Tokea; — **Uv.** = Unverheiratet; — **Vh.** = Verheiratet; — **Vst.** = Vorstand; — **W.** = Wohnung.

Wo eine Meldestelle nicht ausdrücklich angegeben, sind Offerten an den Vorstand der israel. Gem. zu richten.

Duisburg. Jüd. Klassenl. an der Simult.-Schule. Ag. 1200, steigend von 3 zu 3 Jahr bis 3150 Mk. Aa. 1. 10. cr. Mld. an Stadtschulinspektor Armstroff.

Wreschen. Rb. F. 3000, N. mindest. 600 Mk. Aa. 1. 9. cr.

Stolp i. Pom. Sg. Rl. u. Hilfsk. F. 1200. Aa. 1. 10. cr.

Siegburg. Gepr. L. u. C. F. 2000 Mk. Aa. 1. 9. Mld. an B. Löwenstein.

Dt. Krone. Sd., der Hilfsk., K. u. Sch. sein muß. Meld. nebst Gehaltsanspr. Rk. dem Gew.

Butzweiler b. Trier. Rl., C., Sch. F. 300 Mk., fr. Station u. N. Mld. an Karl Sorig.

Einladung

zu der

Montag, d. 3. u. Dienstag, 4. Juni cr. zu Hannover

im Saale des Restaurateurs Falk (Andreästraße) stattfindenden

31. Versammlung des Vereins jüd. Lehrer i. d. Prov. **Hannover.**

Tagesordnung.

1. Berichterstattung.
2. Vorstandswahl.
3. **Bibel oder Bibelauszug.** Referent: Herr Lehrer Waller-Moringen.
4. Lehrprobe: **Pflichten gegen Landesvater und Vaterland** (in der Oberstufe) von Herrn Hauptlehrer Reuß-Aurich.
5. Gründung eines deutsch-israelitischen Lehrerbundes.
6. Freie Besprechungen.

In der geselligen Zusammenkunft am Montag Abend wird Herr Hauptlehrer Reuß einen Vortrag halten über: „Assyrien und Babylonien und die Keilinschriften." — Für den ersten Konferenztag ist wieder ein gemeinschaftliches Mittagessen in Aussicht genommen, an dem sich hoffentlich alle Konferenzbesucher beteiligen werden. — Ein Zuschuß zu den Reisekosten aus Mitteln des D.-J.-G.-B. ist beantragt und wird voraussichtlich wieder gewährt werden.

Adelebsen, den 16. Mai 1895.

S. Blumenfeld,
z. Z. Vorsitzender.

Den Freunden aus der Seminarzeit

zur Konferenz

gewidmet.

Ich sah im Geist euch heut, ihr Freunde,
Die bald mein leiblich Aug' erblickt,
Hab' auch manch Wort mit euch getauschet,
So ganz der Gegenwart entrückt.
Wir sprachen von den goldnen Zeiten,
Die mit einander wir verlebt,
Uns froh gemahnend, wie wir alle
Gehoffet haben und gestrebt,
Wie wir so heiter oft gescherzet
In traulichem Beisammensein,
Wie wir dem Wahren, Schönen, Guten
Uns für das Leben thäten weih'n.
Hoch schlägt mein Herz in heller Freude

Bald, bald, ihr meine Freunde traut,
Bald wird es in Erfüllung gehen,
Was heute ich im Geist geschaut!
Dann knüpfen neu wir alte Bande,
Dann schwören wir mit Herz und Mund.
So wie bisher ihn stets zu halten,
Den alten schönen Treuebund.
Hat auch die Zeit gar viel verwehet,
Blieb manches Hoffen unerfüllt,
Ich trage frisch in meiner Seele
Der goldnen Zeiten lieblich Bild.
Und was wir einst gelobt: zu wirken
Für das, was gut und schön und wahr,
Ich schwöre heut: Ich will es halten,
Wie sonst, so nun und immerdar!

Lünen. L. Meyer.

An der hiesig. Alten Gemeinde-Synag. soll die Stelle eines
Cantor
sof. bes. werd.

Der Anzustellende muß Reichsangehöriger, musik. geb., zur Leitg. eines Chors befähigt, Bal kore u. eine tücht. Gesangskraft sein. Geh. 3000 Mark. Meldungen bis zum 20. Juni cr.

Breslau, den 23. Mai 1895.

Der Vorstand der Synag.-Gem.

Suche קל רנה von Lewandowski antiquarisch gut erhalten zu kaufen. Offerten an Lehrer Bernstein-Lobsens.

Für meinen Freund, tücht. Kaufmann, hübsche Erscheinung, üb. 10 Jahre für ein und dasselbe Haus thätig, mit einen Einkommen von 5000 Mk. jährlich, suche ich eine Partie. Ernstgem. Offerten unter J. G. an die Exp. d. Bl.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.